

Bezugspreis:
Wöchentlich 70 Pfennig, monatlich
2.— Reichsmark voraus zahlbar.
Unter Streifenband im In- und
Ausland 5,00 Reichsmark pro Monat.

Der „Vorwärts“ mit der illustrier-
ten Sonntagsbeilage „Welt und Zeit“
sowie den Beilagen „Unterhaltung
und Wissen“, „Aus der Filmwelt“,
„Frauenstimme“, „Der Kinder-
freund“, „Jugend-Vorwärts“, „Mitt
in die Arbeiterwelt“ und „Kultur-
arbeit“ erscheint wöchentlich zwei-
mal, Sonntags und Montags einmal.

Telegramm-Adresse:
„Sozialdemokrat Berlin“

Vorwärts

Berliner Volksblatt

Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

Anzeigenpreise:
Die einseitige Konsoleil-
zeile 80 Pfennig. Restamende
5.— Reichsmark. „Kleine Anzeigen“
das letzte Heft des Monats 25 Pfennig
täglich zwei Heftendrucke (Wochentag,
sonntags) weitere 12 Pfennig.
Stellenangebote das erste Heft
15 Pfennig. Letzte weitere 10 Pfennig.
Werbekarten über 15 Buch-
staben zahlen für zwei Worte.
Werbekarten über 60 Pfennig.
Familienanzeigen für Abonnenten
Reise 40 Pfennig.

Anzeigenannahme im Hauptgeschäft,
Lindenstraße 3, wochentags von
8 1/2 bis 12 Uhr.

Redaktion und Verlag: Berlin SW. 68, Lindenstraße 3
Fernsprecher: Dönhoff 292—297.

Dienstag, den 6. September 1927

Vorwärts-Verlag G. m. b. H., Berlin SW. 68, Lindenstr. 3
Kontokorrent: Berlin 17 536 — Bankkonto: Bank der Arbeiter, Angehörten
und Beamten, Wallstr. 44; Disabank-Gesellschaft, Dönhoffstr. 1.

10 000 Mann ziehen ab.

Eine zweite Truppenverminderung nicht zu erwarten. — Breitscheid deutscher Referent für die Weltwirtschaftskonferenz.

Genf, 5. September. (WIZ.)

Der französische Außenminister hat im Namen der belgischen, britischen, französischen, italienischen und japanischen Regierungen dem deutschen Reichsaussenminister eine offizielle Mitteilung über die lebhafte beschlossene Verminderung der Besatzungstruppen im Rheinland zugehen lassen. Briand bestätigt darin die Herabsetzung der gegenwärtigen Truppenstärke um 10 000 Mann auf 60 000 Mann und fügt hinzu, daß diese Maßnahme in kürzester Frist durchgeführt werden soll. Ueber die Einzelheiten, insbesondere über die Erleichterungen, die diese Maßnahme für die Bevölkerung des besetzten Gebietes mit sich bringen wird, ist eine weitere Mitteilung in Aussicht gestellt worden.

Ueber die Mitteilung der Truppenherabsetzung erfährt unser Sonderberichterstatter V. Sch. in Genf:

Es ist schon bei den ersten Besprechungen Stresemanns mit Chamberlain und Briand zum Ausdruck gebracht worden, daß, so erfreulich diese Herabsetzung auf 60 000 Mann auch sein mag, sie natürlich in den Augen der öffentlichen Meinung Deutschlands das Problem der besetzten Gebiete in keiner Weise löse und daß vielmehr dieses Problem als solches nach wie vor offen bleibt. Indessen betrachtet auch die Reichsregierung mit diesem Ergebnis ihre.

Aktion zugunsten einer Reduzierung als abgeschlossen.

Von deutscher Seite wird demnach in absehbarer Zeit keine neue Aktion mit dem Ziele einer weiteren teilweisen Reduzierung der Besatzung mehr erfolgen. Da einstweilen und wohl mindestens bis zu den verschiedenen allgemeinen Versammlungen von 1928 ein Abkommen über die Gesamträumung nicht zustandekommen dürfte, so bedeutet das wohl, daß sich nach der angekündigten Zurückziehung der 10 000 Mann auf längere Zeit am Bestand der Besatzungsarmee nichts mehr ändern wird.

Was den Schluß der amtlichen Mitteilung betrifft, in dem von den Erleichterungen die Rede ist, so ist dies eine Anspielung auf die noch nicht endgültig feststehenden Einzelheiten über die Art der Truppenreduzierung. Indessen ist von französischer Seite in Aussicht gestellt worden, daß außer einigen tausend Mann Infanterie Truppen auch ein ganzer Armeestab, nämlich eins von den drei Generalkommandos der Besatzungsarmee, zurückgezogen werden wird. Das allein bedeutet die Zurückziehung von mehreren tausend Mann und insbesondere von mehreren hundert Offizieren. Dadurch sollen viele Villen und sonstige Privatquartiere sowie Garagen, öffentliche Gebäude für Offizierskasinos usw. geräumt werden. Die Franzosen haben gegenüber den deutschen Unterhändlern die Wichtigkeit dieser Tatsache unterstrichen und erklärt, daß dadurch die Herabsetzung wirklich, wie sie seinerzeit versprochen hatten, einen für die Bevölkerung fühlbaren Charakter erhalten werde.

Keine Paktbegeisterung in Paris.

Paris, 5. September. (Eigenbericht.)

Der polnische Vorschlag eines neuen allgemeinen Sicherheitspaktes hat in der hiesigen Öffentlichkeit keine günstige

Aufnahme gefunden. In verschiedenen Blättern wird ein solcher Pakt angesichts des Bestehens des Völkervertrages und der Abkommen von Locarno als völlig überflüssig bezeichnet.

Die Arbeitsteilung der deutschen Delegation.

V. Sch. Genf, 5. September. (Eigenbericht.)

Die deutsche Delegation hat ihre Vertreter in den großen Kommissionen wie folgt bestimmt:

- Erste Kommission (politische): Stresemann;
- Zweite Kommission (technische Organisation): Breitscheid;
- Dritte Kommission (Abrüstung): Bernstorff;
- Vierte Kommission (Budgetfragen): Raas;
- Fünfte Kommission (humanitäre Fragen): v. Rheinbaben;
- Sechste Kommission (juristische): v. Schubert mit Prof. Hoetsch als Stellvertreter.

Im vorigen Jahre hatte man den Genossen Breitscheid in die relativ minder wichtige fünfte Kommission entsandt. In diesem Jahre wird Rheinbaben seinen Platz einnehmen. Dafür wird Breitscheid in der zweiten Kommission vor interessanten Aufgaben stehen. Diese Kommission wird insbesondere über die Beschlüsse der Weltwirtschaftskonferenz zu beraten haben und ihrerseits der Völkerversammlung darüber Bericht erstatten, wie man diese Beschlüsse in die Tat umsetzen soll. Außerdem ist Breitscheid schon jetzt zum Berichterstatter über die Frage der internationalen geistigen Zusammenarbeit bestimmt worden.

Der Aeltestenrat des Völkervertrages.

Genf, 5. September.

Zu Vorsitzenden der sechs Kommissionen der Völkervertragsversammlung wurden gewählt: 1. Kommission: der japanische Gesandte in Brüssel Hatayashi, 2. Kommission: der kanadische Senator Dandurand (Präsident der 6. Völkervertragsversammlung), 3. Kommission: der tschechische Außenminister Dr. Beneš, das bisherige Ratsmitglied, der mit Ablauf der gegenwärtigen Ratsperiode aus dem Rat ausscheidet, 4. Kommission: der holländische Professor an der Universität Leyden, van Eysing, 5. Kommission: der Präsident der norwegischen Deputiertenkammer Hambro, 6. Kommission: der luxemburgische Staatsminister Bech. Diese sechs Kommissionspräsidenten sind zugleich Vizepräsidenten der Versammlung.

Die Wahl der zweiten Gruppe von Vizepräsidenten ergab: Scialoja (Italien) mit 43 Stimmen, Briand, Chamberlain und Stresemann mit je 41 Stimmen und Lemone (Italien) mit 28 Stimmen, alle im ersten Wahlgang gewählt. Als 6. Vizepräsident wurde im zweiten Wahlgang der österreichische Vertreter Graf Rensdorf mit 32 Stimmen gewählt. Ausnahmeweise wurde der schweizerische Delegierte Rotta in seiner Eigenschaft als schweizerischer Bundespräsident als Ehrenmitglied hineingewählt.

Die 6 Vizepräsidenten und die 6 Kommissionsvorsitzenden bilden zusammen die Tagesordnungskommission. Zu ihrem Vorsitzenden wurde Genosse de Brouckère gewählt.

Ist Trajkowicz ermordet worden?

Polnische Behauptung.

Warschau, 5. September. (Eigenbericht.)

Die Sowjetgesandtschaft teilt mit, sie habe unverzüglich nach der Ermordung Trajkowicz die polnische Behörde gebeten, eine Untersuchung einzuleiten und habe alles getan, um diese Untersuchung zu ermöglichen, Zeugen zurückgehalten usw. Die Mitteilung schließt mit dem eigenartigen Hinweis, daß der Beamte, der erschossen hat, exterritorial sei und daher lediglich sich vor russischen Behörden zu verantworten habe. Die Untersuchung durch polnische Behörden sei also eigentlich gegenstandslos. Diese russische Erklärung hat Aufsehen erregt um so mehr, als sich inzwischen ein bisher unbekannter polnischer Zeuge gemeldet hat, der den Zwischenfall in einem ganz anderen Lichte darstellt. Danach habe der Ermordete einen Sowjetbeamten in feiner Weise bedroht, sondern er sei im Gegenteil von dem Beamten hinter rücks überfallen und erschossen worden. Daraufhin habe sich einer der Beamten abfällig eine unbedeutende Wunde zugefügt, um den angeblichen Überfall zu begründen.

Es wird berichtet, daß seit der Ermordung des Gesandten Wojtkoff die russische Gesandtschaft mißtrauisch gegenüber allen unbekanntem Besuchern geworden sei, zu den höheren Beamten der Gesandtschaft werde überhaupt niemand mehr hinzugelassen. Auch seien sämtliche Beamten, auch die niedrigsten Funktionäre, mit Revolvern bewaffnet worden. Der sozialistische „Robotnik“ schreibt, daß ein diplomatischer Konflikt zwischen Polen und Rußland im Zusammenhang mit dem tragischen Zwischenfall auf der Gesandtschaft nicht zu erwarten sei.

Ernteschäden durch Auslandsmilitär.

Im Rheinland.

Köln, 5. September.

Zu den französischen Schießübungen, die im Rahmen der Herbstmanöver an der unteren Mosel stattfinden, wird der „Kölnischen Zeitung“ gemeldet: Die Schießübungen der Besatzung auf dem Dahlemer Binn werden am 17. September wieder beginnen und bis zum Monatsende dauern. Die Ortschaften Stadthül, Dahlem und Glaach werden mit Truppen stark belegt. Der Schießübungsplan ist folgender: Auf dem Dahlemer Schießplatz wird täglich werktags von Mittag bis Rittersnacht geschossen. Montag, Mittwoch und Freitag wird von verschiedenen Punkten der Stadthüler Umgebung aus nach dem Dahlemer Schießplatz von 12 bis 17 Uhr geschossen, so daß eine Reihe von Straßen gesperrt wird. Durch diese Schießübungen werden die Erntearbeiten empfindlich gestört.

Polnisch-litauische Nachbarschaft.

Die Litauer haben einen zurückgehaltenen polnischen Grenzsoldaten freigelassen, womit einer der fast allwöchentlichen Grenzkonflikte beigelegt ist.

Die Angelegenheit des angeblich von litauischen Grenzsoldaten gewaltsam verschleppten polnischen Leutnants Zeligowski scheint eine recht schnelle Lösung zu finden. Wie nämlich die Warsauer polnische Zeitung „Stowo“ mitteilt, ist der Leutnant keineswegs verschleppt worden, sondern freiwillig nach Litauen geflüchtet unter Mithilfe der Regimentskassa.

Luftstümperei — auch bei uns?

Von Flugzeugführer Walter Binder,
Reichsabteilungsleiter der Luftfahrtabteilung im Deutschen
Verkehrsbund.

Die hier veröffentlichten Ausführungen von H. G. Wells werden gewiß bei vielen Organisatoren der Luftfahrt unwilliges Kopfschütteln, ja Empörung auslösen. — Wie? — Wir Verwalter und Leiter der Luftfahrt, die wir es in wenigen Jahren so herrlich weit gebracht haben, sollen Stümper sein? Welche anmaßende Verleumdung unserer Leistungen! Dann wird mit dem ganzen Rüstzeug des Fachmanns, der „Laie“ Wells, widerlegt werden, Statistiken und Tabellen, Kurven und Zahlen werden alles beweisen, was bewiesen werden soll. Aber Hand aufs Herz, meine Herren Fachleute: auch Sie müssen zugeben, daß dieser Laie mit seinen Ausführungen trotz mancher nicht ganz gerechten Härte an die wunden Stellen der heutigen Fliegerei rührt. Die Luftfahrt von heute ist wirklich noch meilenweit entfernt von kosmopolitischer Gesinnung und von wirklich großzügiger internationaler Praxis, sie ist durchsetzt von dem, was Wells „alten abgenutzten Patriotismus“ nennt.

Es ist sehr zu begrüßen, daß solche offenen Worte freimütiger Kritik den langsam gefährlich werdenden Dunst unfruchtbarer Bewunderung unserer gar zu vermögenden Luftfahrt durchbrechen. Jeder, dem eine gesunde Entwicklung des Luftverkehrs am Herzen liegt, weiß, wie nötig hier eine unabhängige Kritik ist, eine Kritik, welche sich nicht mit den von offiziellen Stellen sehr geschickt ausgegebenen Klischees begnügt, sondern dem etwas unmodernen Grundgedanken folgt, daß man mit der Wahrheit einer Sache auch da ruht, wo diese Wahrheit etwas unangenehm in den Ohren klingt. Es ist angebracht, daß wir als Deutsche untersuchen, inwieweit Wells allgemeine Vorwürfe mangelhafter Organisation und nationalstiftlicher Kirchturnpolitik speziell auf die deutschen Luftfahrtkreise und ihre Organisatoren zutreffen.

Deutschlands Luftverkehrsorganisation ist zweifellos durch die Tatsache des Militärfliegerverbots sehr gefördert worden. Dies erzwingende Verbot, das unsere krieglsgläubigen Gemütern nur als Entwicklungshemmung erscheint, hatte das eine Gute, daß sich viele unserer Konstrukteure und Fachleute dem Problem des Luftverkehrs gewidmet. Viele, längst nicht alle! Andere gingen ins Ausland und bauten dort auch weiterhin unsere modernsten Nordwerkzeuge für fremde Länder. Von da aus werden sie vielleicht eines Tages — wie einst im Weltkrieg unsere Kruppischen Kanonen — uns Grube in Form von Granaten und Giftgasen herüberbringen! Bestenfalls bauen alle großen deutschen Fabrike (Junkers, Rohrbach, Heinkel, Dornier usw.) Kriegsflyerzeuge im Ausland und verkaufen sie an das Ausland ohne Rücksicht auf völkische Belange!

Aber auch die Organisatoren des friedlichen Luftverkehrs, die ja fast alle kaiserliche Offiziere gewesen sind, können sich nur widerstrebend in die Rolle des Zivilisten hineinfinden. Das prägt sich im Verkehrston auf den meisten Flugplätzen und in den Amtsstuben des Luftfahrwesens oft bis zur Komik aus. Da wird im schnarrenden Ton kommandiert, da werden die Hände an die Hofenahnt gelegt, Hacken geklappt, Schneidigkeit markiert und ein militärischer Sportgeist gepflegt, so daß der stille Beobachter manchmal die Passagiere als eine recht stillste und unpassende Begleiterscheinung dieser Beirgkeiten empfindet.

Gefährlich wirkt sich dieser „stamme Frontgeist“ jedoch in den Verkehrsfliegerkreisen aus, die das Monopol der Heranbildung des Pilotennachwuchses haben. „Safety first“ (vor allem Sicherheit) — steht in jeder Londoner Straße als Verkehrsmahnung zu lesen. Dieser Leitspruch gilt in ganz besonderer Maße für den Luftverkehr. Es ist darum aufs strengste die Erziehung zum schmerzlichen Sport- und Kunstflieger — alias Militärflieger — von der zum Piloten des öffentlichen Verkehrs zu trennen. Das genaue Gegenteil geschieht auf unseren heutigen Verkehrsfliegerkursen. Junge Leute von 18 bis 20 Jahren „mit Primareise und Sportabzeichen“ werden zuerst körperlich, dann nicht minder vorsichtig jeßnungsmäßig auf „nationale“ Zuverlässigkeit bis ins dritte und vierte Glied geprüft. Nach ihrer Aufnahme werden sie zunächst im Bozen, Ringen, Fechten, Kleinkaliberschießen und Galt weiß was für lebenswichtigen Betätigungen ausgebildet, um erst nach ziemlich langer Zeit zum Fliegen zu kommen. Der streng republikanische „Vokal-anzeiger“ wird ihnen täglich kostenlos verabreicht, die strenge Kalenerierung (Urlaub nach außerhalb muß ganz wie beim Militär mit Begründung eingereicht werden) schließt vor Verleumdung durch andere böse Einflüsse der Außenwelt.

Bei der fliegerischen Ausbildung selbst herrscht die gleiche Tendenz der Erziehung zu jenem Schneid, der für die schwierigsten Kunstflugübungen sein Leben einzugehen bereit ist, der für Trudeln, Loopings, Rückenflug und ähnliche Kriegssübungen schwärmt und an Basse-

gierdienst nicht denkt. Ist es ein Wunder, wenn einige dieser jungen Herren mit einer völlig falschen Berufsauffassung in den öffentlichen Verkehrsdienst treten? Wenn schließlich Unfälle vorkommen, die leicht hätten vermieden werden können? Ist es schon einmal jemand eingefallen, von einem Lokomotivführer Bogen und Fichten, Sportabzeichen und Varietékunststücke zu verlangen, bevor man ihm die Verantwortung für Hunderte von Menschen anvertraut? Macht ein Kraftwagenführer im Zirkus Loopings, um seine Eignung für den öffentlichen Verkehr zu erweisen? — ein, gründlichste Motorenkenntnis, Navigation, Wetterkunde, Funddienst sowie Sprachen- und Volkskunde, mit dem Ziele vor allem das Verantwortungsgefühl zu wecken und die höchste Achtung vor dem Menschenleben zu erziehen, das ist der zu fordernde Bildungsgang der kommenden Verkehrsflieger. Aus den bewährten Bordmonteuren, die über langjährige Flugpraxis und erstklassige Maschinenkenntnis verfügen, wäre dieser Nachwuchs am zweckmäßigsten zu gewinnen. Die Kriegspilotenausbildung hat gezeigt, daß weder Bogen noch Sportabzeichen, noch Primarreise nötig sind, um Hervorragendes zu leisten, und das Gleiche beweisen die heute im Dienst befindlichen Piloten, die zum größeren Teil bereits im Kriege geflogen sind und auf deren erprobter Zuverlässigkeit der deutsche Luftverkehr beruht. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die heutigen von Offizieren und vom Reichswehrministerium inspirierten Ausbildungsmethoden unserer Verkehrsfliegerschulen nicht nur verkehrstechnisch, sondern auch außen- und innenpolitisch sich schädlich auswirken.

So finden wir leider auf den deutschen Schulen des fliegerischen Nachwuchses genau den von Wells gebrandmarkten Rationalismus in Reinkultur, der das Haupthindernis eines wahrhaft völkerverbindenden Weltflugdienstes ist.

Bei solcher Mentalität der führenden Luftfahrtkreise nimmt es nicht wunder, daß es auch bei der Luftverkehrsorganisation hapert. Was dem Präsidenten am meisten bei unserer subventionsgefegneten Deutschen Luftfluggesellschaft ins Auge fällt, ist die Ueberorganisation.

Im Jahre 1926 wurden in Deutschland 80 Flugstrecken im planmäßigen Verkehr von der Deutschen Luftfluggesellschaft besolzen. Wenn man sich überlegt, daß ganz Deutschland in wenigen Stunden durchfliegen ist, so wird einem der Uninn dieser Betriebsführung klar. Sie ist überhaupt nur möglich, weil sich die verschiedensten Reichs-, Provinzial- und Stadtbörden oft geradezu darum drängen, das Geld ihrer Steuerzahler bei der Luftfluggesellschaft loszuwerden, um dadurch irgendeine ebenso überflüssige wie unwirtschaftliche Flugstrecke eingerichtet zu erhalten. Anstatt alle Energien auf wenige große Durchgangslinien von internationalen Charakter zu konzentrieren und hier nach kaufmännischen Gesichtspunkten zu arbeiten — wie es in Holland, England und Frankreich, wo man überall nicht so spendabel mit den Subventionen umspringt, wie bei uns seit langem geschieht! —, legt man dem Ehrgeiz einiger Gemeindeglieder zuliebe Fluglinien von Ferkelmoching nach Kleinfledersdorf und freut sich wie ein Kind über die Millionen geflogenen Kilometer in den Jahresstatistiken! Doch fragt mich nicht, was dieser Sport kostet!

Es ist interessant, daß die Einnahmen aus wirklich bezahlten Flugarten, Fracht- und Postgebühren im Jahre 1926 nur auf fünf von achtzig Strecken den Betrag von 100 000 M. überstiegen haben (es sind die Strecken Zürich—München—Wien—Budapest, Berlin—Amsterdam, Amsterdam—Hamburg—Kopenhagen—Malmö, Berlin—München und Basel—Köln—Amsterdam). Diese fünf Strecken brachten mehr als 25 Proz. aller Streckeneinnahmen überhaupt. Dagegen blieben mehr als ein Drittel aller Strecken in ihrer Jahreseinnahme unter 5000 M.! Sechs Strecken brachten nicht einmal 1000 M. im ganzen Jahre! — Man bedenke, daß für diesen „Verkehr“ rund 80 Flughäfen in Deutschland in Betrieb gehalten werden müssen, daß auf Duzenden dieser Flughäfen nur ein- oder zweimal

täglich ein Flugzeug auf zehn Minuten landet, um dort gar keinen oder ein bis zwei Ehrengäste abzulassen! Diese kostbaren Passagiere werden dort von einem Flugleiter, einem Referentflugleiter, ein paar Bureauangestellten, dem Boy und dem Chauffeur, sowie einem Luftpostaufgebot höchst würdig empfangen, während sich zwei Monteure der Maschine annehmen. Antunfts- und Abfahrtstelegramme, Wettermeldungen, Autos, Ferngespräche — armer Steuerzahler, wunderst du dich noch, daß die letzte Luftfluggesellschaft so verächtlich aufgemacht gewesen ist, daß man fast nichts aus ihr entnehmen konnte?

Im Jahre 1926 wurden 6 255 182 Kilometer von der Luftfluggesellschaft geflogen. Legt man die gesamten Betriebskosten auf diese Zahl um, so ergibt sich ein Durchschnittsaufwand von etwa 3,00 M. pro Kilometer. Aus Passagier-, Fracht- und Postbeförderung hat die Luftfluggesellschaft im gleichen Zeitraum 2 875 000 M. eingenommen, also rund 48 Pfennig pro Kilometer! Das heißt, man hat wenig mehr als 13 Proz. seiner Organisationskosten decken können. Da die englische Luftverkehrs-Gesellschaft Imperial Airways Limited annähernd die Hälfte ihrer Ausgaben bereits deckt und auch in Holland eine weit geringere Kilometer-Subvention zum wirtschaftlichen Betrieb hinreicht, so bleibt nur die Erklärung, daß unsere Herren Luftfahrtorganisatoren noch nicht kontinental in großen Luftlinien denken gelernt haben, daß sie außerdem einen viel zu großen Verwaltungsapparat unterhalten und überhaupt nicht rein wirtschaftlich denken.

Niemand bezweifelt, daß die Luftfahrt zu ihrer vollen Entwicklung noch auf längere Frist auf Zuschüsse angewiesen bleibt, aber die Parlamente sollten endlich an die Hergabe der Duzende von Millionen wie in England schärfere Bedingungen knüpfen im Sinne eines Zwanges zu zunehmender Eigenwirtschaftlichkeit durch progressiven Abbau der heutigen Subventionsfäße.

Wenn die Luftfluggesellschaft, daß sie nach einer festgelegten Reihe von Jahren auf keine finanziellen Regierungsbeihilfen mehr rechnen können, so würde zur Vermeidung des Bankrotts sehr bald eine erhebliche Vereinfachung des Bureau- und Verwaltungsapparats erfolgen müssen. Aber heute kennt man nur ein „Sparen“ bei den Monteuren und Handarbeitern; bald wird man auch bei den Piloten anfangen. Die Forderung der Arbeiter nach einheitlicher, den Luftverkehrsverhältnissen angepaßter Tarifregelung ist immer wieder abgelehnt worden, durch unaufrichtige Winkelzüge entzieht man sich der Erfüllung berechtigter sozialer Forderungen und meint, „gespart“ zu haben, wenn man irgendwo durch Ablehnung einer berechtigten Lohnforderung die Arbeitsfreudigkeit der — übrigens größtenteils vortrefflich geschulten — Facharbeiter herabgemindert hat. Dabei gehört wirklich nur wenig gesunder Menschenverstand dazu, um zu begreifen, daß für den Luftverkehr, wo ein lässiger Handgriff eines Handwerkers einen Schaden von Hunderttausenden — von der Lebensgefährdung gar nicht zu reden — zur Folge haben kann, eine ausgezeichnet bezahlte, nicht durch Überstunden überanstrengte und daher zufriedene Arbeiterschaft die beste Sparmethode für den Unternehmer ist!

Reine Streiflichter, die noch sehr erheblich vermehrt werden könnten, beweisen bereits, daß Wells' Ausführungen ins Schwarze treffen. Dieser reaktionäre, sozial rückständige, nach gestern schielende, in Landesgrenzen eingeklemmte Geist ist nicht der Schöpfer jener Weltluftfahrt, die Wells als Symbol einer internationalen fühlenden und denkenden Menschheit vorzeichnet!

Doch es wird an uns selbst liegen, ob wir resigniert zuschauen wollen, wie das schönste Geschenk modernen Erfindergeistes im Provinzialismus und Nationalismus stecken bleibt, oder ob wir alle Kräfte daran setzen wollen, das gesamte Luftfahrgewesen mit sozialem und demokratischem, mit kosmopolitischem Geist zu erfüllen. Wir wollen kein Flugzeug als Zer-

störungswaffe, wir wollen aufs strengste darüber wachen, daß kein vertragswidriger Militärmißbrauch mit der Fliegerei in Deutschland getrieben wird, damit wir mit ehrlichem Gewissen auch von den anderen Abrüstung auf diesem Gebiete fordern können.

Alle politischen und parlamentarischen Mittel sind anzuwenden, um die wirklich nühbringende Beteiligung der bewilligten Etatmittel aufs schärfste zu kontrollieren.

Die international zusammengeschlossene Arbeiterschaft aber muß begreifen lernen, daß die Luftfahrt ihre eigenste Angelegenheit ist. Der Luftfahrt gehört die Zukunft, so wie den Arbeitenden aller Länder die Zukunft gehören wird.

Strefemann als Historiker.

Verherrlicher Napoleons.

In der Zeitschrift „Nord und Süd“ veröffentlicht Herr Strefemann einen Aufsatz über „Goethe und Napoleon“. Darin untersucht er die Frage, warum Goethe für Napoleon schwärmte und sich für die Befreiungskriege nicht begeistern konnte. Es zeigt sich, daß Herr Strefemann für Goethe volles Verständnis hat:

Sehen wir zunächst das Bild des damaligen Deutschlands unverzerrt und in objektivem Lichte? Ramentlich in Norddeutschland sehen wir die Dinge doch vielfach im Spiegel der konventionellen preussischen Geschichtsauffassung. Es gab zwei Deutschland: Das eine war das nach dem Frieden von Tilsit zusammengebrochene Preußen, das andere die im Rheinbund vereinigten Fürsten und Staaten. Vor dem Untergang Napoleons in Rußland bestand wohl kaum die Idee von Preußens Sendung im Kampf gegen welche Unterdrückung. Preußen war unruhig und untergegangen. Es berührt uns selbst, wenn wir lesen, daß der König nach der Schlacht von Jena das Berliner Schloß in Ordnung bringen und Napoleon sagen ließ, daß er hoffe, er werde sich in diesen Räumen wohlfühlen. Wie das auf andere Völker wirkte, kann man bei Tolstoi nachlesen, der russische Offiziere die Frage aufwerfen ließ, ob es sich lohnte, mit einem Preußen verbunden zu sein, das derartig unterwürdig gegenüber dem Sieger sich zeigte.

Was konnten die deutschen Gottesgnadenherren für Goethe überhaupt bedeuten:

Wer hatte denn vorher von den Großen der Welt seine Werte gewürdigt? Wer hatte ihn eingeladen, in seine Hauptstadt zu kommen, um dort zu wirken. Etwa der gute Franz in Wien? Etwa der Preußenkönig? Etwa die Rheinbundfürsten? Karl August, in staatlicher Politik gewiß ein Führer und charakterlich einer der prächtigsten Menschen, hatte doch das Interesse für die literarischen Dinge längst überwunden, und sein Konflikt mit dem Theaterdirektor Goethe, der zur Niederlegung dieses Amtes durch Goethe führte, zeigt doch auch die Schwächen, welcher er fähig war.

Gegenüber diesen Schattenfiguren tritt Napoleon bei Strefemann in das hellste Licht. Ganz nebenbei ist aber auch noch von einem anderen die Rede:

Es gibt kein törichteres Wort als das Wilhelm II. von dem korrumpierten Parvenu. Vor einem genialen Schlachtenführer und genialen Menschen zu stehen, ist keine Schande. Vor einem korrumpierten Parvenu bei Jena die Massen zu strecken, wäre dagegen ewiger Makel in Preußens Geschichte gewesen.

Hier müssen wir dem Historiker Strefemann entschieden widersprechen. Es gibt noch viel törichtere Worte als das von ihm zitierte, und alle stammen sie von demselben Autor. Die Frage, welcher von den vielen Ausprüchen Wilhelm II. der törichteste gewesen ist, wird erst eine spätere unbefangene Geschichtsschreibung zu lösen vermögen.

Am 3. Oktober wieder Reichstag.

Reichstagspräsident Lobe wird in der nächsten Woche den Reichstagspräsidenten einberufen, um ihm vorzuschlagen, die Reichstagsplenarysitzungen am 3. Oktober wieder aufzunehmen.

Armut.

Von Alfred Boecklisch.

Der Gutsbesitzer hatte in der Dorfstraße ein Kind überritten. Es lag in einer Blutlache. Die Jugend, die vorhin noch in dem Dreck spielte, stob von dannen und schrie.

In den Fenstern der Häuser zeigten sich Gesichter. Als sie das Bündel auf der Straße sahen, wichen sie bleich zurück.

Mit großen, angstvollen Augen stürzten die Menschen aus den Türen. Die ihr Kind gleich mit dem ersten Blick erkannten, lächelten und ihre Erregung wurde gedämpft; sie liefen oder tropfen mit zitternden Beinen über den Steg, der über den Dorfgraben führte. Die anderen, jenseits der Straße, rannten durch die Friederovorgärten und sprangen über Zäune, um den Weg zu kürzen.

Jetzt standen sie alle um das Kind herum, das nur noch schwache Lebenszeichen von sich gab. Die weiter hinten standen, drängten sich vor und guckten über die Schulter des Vordermannes hinweg. Nischlich erklang eine seltene Stimme: „Ich weiß nicht, ich kann niemals besudelte Kinder sehen!“ Das sagte eine Feldaussehersfrau. Sie strich sich ihre fleischigen Hände und schob mit ihrem dicken Leib davon.

Niemand wagte, ihr darauf etwas zu sagen, nur mühsam schaute man ihr nach. Es war immerhin eine Feldaussehersfrau. Ihr Mann hatte eine gute Stimme in dem Dorf.

Der letzte Mensch, der sich dem Hausen näherte, war eine Frau. Schlang, hager, ja fast mager. Ihre Hände dampften und ihre blaue Duschürze war feucht. Auf vielen Stellen hing der Schweiß von Seife, ein Beweis, daß sie vom Waschschiff kam.

Der anderen Blicke stiegen zu ihr hin. Für eine Weile hielt sie ihnen stand und blickte dann zu Boden. Einige sahen an ihr vorbei. Gebrochen und halb schwankend ging die Frau vorwärts. Erst bei den letzten Metern bekommen ihre Schritte Kraft. Kaum aufrecht hält sie sich. Mit bläulichen, zusammengepreschten Lippen nimmt sie das Kind in ihre Arme und geht schwankend wieder fort. Würdigt die Umstehenden nicht mit einem Blick. Mit einem gewissen, unheimlichen Stolz geht sie fort.

Eingelne empfanden schweigend die Größe dieser Frau. Andere, deren Mundwerk plätschernd ging, blickten neugierig das Haus, das durch diesen besonderen Vorfall einen besonderen Schein für ihre Augen bekommen hatte.

Dann brach ein Gewitter über den Gutsbesitzer los. Hände blickten sich. Arme reichten zum Himmel, braune, lehnige und weiße, magere. Gesichter zuckten von Grimm und Haß verzerrt.

„Wenn er noch einmal durch das Dorf kommt, schlagen wir ihn tot!“ Der Burche, der das sagte, zitterte am ganzen Körper.

„Ein Lump, so ein verdammter Lump! Wir verliessen ihn!“

„Er kommt für die Beerdigungskosten auf und noch was dazu!“

schrie eine Frau.

„Hörst du überhaupt ein hartgejontener Schuft. Den Arbeitern auf dem Gut hat er auch gekündigt.“

Das war Wasser auf die Mühle. Ein Entrüstungsturm brach los.

Nur ein Mann stand am Statetanzum gelehnt und lachte. Ein einzelner, der alles sofort begriff. Einer, der ein Stück vorwärts zu denken vermochte. Die Schimpfer drehten sich um. Sie machten Miene, auf den Lacher einzudringen.

Da lachte am anderen Ende der Straße der Reiter wieder auf. So wie die Leute ihn bemerkten, wurden die Drohungen noch härter.

Als er bis zur Hälfte der Straße angekommen ist, machen die lauten Worte einer stummen, eisigen Abwehr Platz.

Dann hält das Pferd zwischen den Menschen. Wie die reuigen Sänder stehen sie da. Die Abwehr ist verschwunden. Die Armut empfand: Reichtum, Geld. Sah in ihnen das Gesetz verkörpert. Nein, das direkt wohl nicht. Der Gedanke, der die Menge hielt, wäre vielleicht einfach so zu formulieren gewesen: „Er ist von besserem Stand!“ Er konnte eher nach oben langen, zu denen, die dort oben saßen.

Der Reiter sprang vom Pferde und reichte die Zügel einem Manne hin. Dann ging er in das Haus. Ein Kind hatte ihm den Weg gewiesen.

Der Mann, der das Pferd am Zügel hielt, war ein Lumpenhändler. Er trat näher zu dem Pferde hin und streichelte dessen Fell. Sein Denken war jetzt nicht gelähmt. Ja, wenn er so ein Pferdchen hätte, dann könnte er drei, vier Fahrten an dem Tage machen. Selbstverständlich, daß solche Gedanken seine Augen heller machten.

Der Gutsbesitzer blieb nicht lange in dem Haus. Für ein Weibchen stand er am Zaun und steckte seine Geldtasche fort.

Viele Jungmädchen- und Frauenblicke richteten sich auf ihn.

„Ein strammer, kerniger Kerl!“ Was hinter dem Gedanken aufmarschiert, das hätten sie, darauf angefaßt, ganz festensfest verneint.

Kurz vor dem Pferd tritt ein Weib auf ihn zu. Sie fragt um Arbeit für sich und ihren Mann.

Er bejaht und lächelt dabei.

Auch die anderen haben Glück, und unter vielen Grüßen trabt der Gutsbesitzer fort.

Die Frauen halten sich untergearmt, schieben sich und lachen. Die Männer haben sich in die Brust geworfen und stolieren hinterher.

Das Unglück wird nur kaum erwähnt. Die ganze Schuld trägt jetzt die Frau. Kinder gehören nicht auf die Straße. Und während sie so sprechen, gehen die Leute an den Kindern vorbei, die am Straßengraben spielen. Aber vom Rand bis zur Mitte ist eine kurze Strecke.

Verächtliches Urteil der Pawloma über Englands Kunstleben. Anna Pawloma, die zu einem kurzen Gastspiel in Covent Garden in London eingetroffen ist, sprach sich dem Berichterstatter eines Londoner Blattes gegenüber in bitteren Worten über die Kunstfremdheit Englands aus. „England hat keine Kunst“ erklärte sie kurz und bestimmt. „Ihr Land befindet sich in künstlerischen Dingen in einem Zustand, der geradezu entsetzlich ist. Was haben Sie denn?

Sie haben weder Oper noch Schauspiel, noch ein Orchester. Sie hatten allerdings einmal das Becham-Orchester, aber das gehört auch der Vergangenheit an. Sie haben allerdings noch Covent Garden, aber was haben Sie daraus gemacht? Sie haben es Tingelangelängern überlassen und der ordinären Russt, die von diesen unzureichend ist.“ Als der Berichterstatter schüchtern einzuwenden wagte, daß England ja noch immer seinen Shakespeare habe, unterbrach ihn die berühmte Tänzerin mit den Worten: „Ja, Shakespeare haben Sie noch, aber wo ist er denn? Die Kunst ist wie ein Baby, das einer Pflegerin bedarf; aber in England entbehrt sie jedes Schutzes. Leute, die Geld haben, geben hier alles für Fußball, für Pferde, für Hunderennen aus, für die Oper aber haben sie keinen Pfennig übrig; es ist grauenhaft!“ Die Pawloma kam es sich selbst, den empfindlichen Engländern das zu sagen, was sie für die Wahrheit hält, ohne einen schlechten Empfang befürchten zu müssen. Einem minder berühmten Künstler dürfte solche Offenherzigkeit über bekommen.

„Sturm und Drang“. Unter diesem Titel (niederländisch „Bording“) erscheint gegenwärtig der erste Teil der Memoiren des niederländischen sozialistischen Staatsmannes Pieter Jelles Troelstra. Als Troelstra fast vor zwei Jahren als müder Mann aus dem öffentlichen Leben zurückzog, hatte wohl jeder der Zehntausende, die damals im Fackelzuge an ihm huldigend vorbeimarschierten, das Gefühl, daß dieser Mann ein Stück Geschichte der niederländischen Arbeiterbewegung darstellte. Auch seine Memoiren sind daher ein Beitrag zur europäischen Geschichte unserer Zeit und zugleich ein unentbehrliches Kapitel in der Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung. Wahrscheinlich wird auch die beachtliche deutsche Ausgabe dieses Wertes nicht mehr lange auf sich warten lassen. Von der ersten niederländischen Auflage in Höhe von 5000 Exemplaren sind bereits 3000 vorverkauft.

Industrialisierung des Fischfangs. Die Methoden der Hochseefischerei werden voraussichtlich umwälzende Neuerungen erfahren. Ähnliche Stellen in England, Irland und Kanada haben gemeinsame Versuche eingeleitet, um eine Industrialisierung der Hochseefischerei zu erreichen. Das Ziel ist, den Fang schon unterwegs auf See so zu verarbeiten, daß bei der Ankunft im Hafen bereits die fertigen Produkte in Form von Fischkonserven, eisgefrorenen, verkaufsfertigen Fleischstücken, Fischmehl zu Düngemitteln usw. ausgeladen werden. Der moderne Fischereidampfer würde damit zu einer schwimmenden Fabrik werden, und die jetzigen Wäsch- und Verarbeitungsmethoden in den Fischereihäfen würden sich von Grund auf ändern.

Gesellschaft für Ostasiatische Kunst. 2. ordentliche Versammlung am Dienstag, dem 6. September, abends 8 Uhr pünktlich im Hörsaal der Staatlichen Kunstbibliothek, Pring-Allee-Str. 7a: Präsident Dr. Stella Kramrisch, Professor an der Universität Calcutta; Mittellateinische indische Plastik. Der Vortrag wird durch Lichtbilder erläutert werden.

Deutsch-Oesterreichischer Zusammenschluß im Bühnenwesen. Dem Deutschen Bühnenverein haben sich nach längeren Verhandlungen nunmehr die österreichischen Bühnenvereine angeschlossen. Der Anschluß bedeutet, daß auch die österreichischen Bühnenvereine sich künftig in wirtschaftlichen Fragen an die Richtlinien und Beschlüsse des Bühnenvereins halten werden; außerdem ist auf diese Weise ein Unternehmen über Fragen des Repertoires und der gegenseitigen Gastspiele grundsätzlich gesichert.

Die Maulaufreißer.

Tagung des Alldeutschen Verbandes.

Unbeachtet von der übrigen Welt haben die Alldeutschen in Halberstadt ihren Verbandstag abgehalten. Ihr Leiborgan, die „Deutsche Zeitung“, nennt unter den Prominenten der Tagung neben Justizrat Claas, General v. Liebert usw. auch den Streifenverkäufer Rechtsanwalt Müller-Blauen. Alles in allem muß man jedoch feststellen, daß zu den seit Jahrzehnten bekannten Namen keine neuen hinzugekommen sind. Trotz der krampfhaft beibehaltenen Großmäuligkeit macht die ganze Gesellschaft einen recht altgewordenen Eindruck.

Der Grundton der Tagung war auf den Erfahrungsgrundsatz abgestimmt, daß kriegerischer Heldennut meistens ein Produkt der Angst ist. Also galt es, durch Erzeugung von Angst den deutschen Heldengeist neu zu beleben. Das rote Geipenst wurde in siebenfach bengalischer Beleuchtung demonstriert. Die Wiener Vorgänge, die Protestkundgebungen gegen den Justizmord an Sacco und Banzetti wurden in Referaten und Resolutionen ins Ungeheuerliche verzerrt, um dem Bürger das Gruseln beizubringen. Nach alldeutscher Erkenntnis steht hinter diesen Dingen nicht die elementare Aufbaumung des Volksbewußtseins gegen schreiende Ungerechtigkeiten, sondern „der einheitlich geleitete Versuch, die bestehende Ordnung zu vernichten und die Gewalt in die Hände ruchloser Böseführer zu bringen“. Einer der Redner, Oberfinanzrat Dr. Bang, prägte die Worte:

Auf der einen Seite sehen wir nicht nur die Losbindung aller politischen Leidenschaften, sondern die Losbindung aller niedrigen Instinkte, aller Verbrecherinstinkte, die Entfesselung des Tieres im Menschen. Gewöhnen wir uns doch endlich ab, dasjenige, was seine entmenschten und bestialischen Triebe mit Worb und Brand betrieblig und was die Entmenschung bis in die Kinderherzen trägt, mit einem „politischen“ Mantel zu umhüllen! Nicht um um „Politik“ handelt es sich dabei, sondern um organisiertes Verbrechen.

Wir nehmen an, daß der ehemalige Finanzminister Rapps mit diesen Worten die Lüttwitz-Ehrhardtische Soldateska hat kennzeichnen wollen, die das Leipziger Gewerkschaftshaus niederbrannte, in Rottbus und Brandenburg Bomben in sozialistische Druckereien warf, in Breslau die berühmte Folterkammer errichtete, den unabhängigen Redakteur Schottländer ermordete, bei Mehlstädt 16 Arbeiter ums Leben brachte usw., usw. Nicht wahr, davon sprachen Sie doch, Herr Oberfinanzrat Bang?!

Der alte Reichsverbandsgeneral v. Liebert sprach über den Eintritt der farbigen Rassen in die Weltgeschichte. Er freute sich ungemein darüber, daß aus dem Erwachen der farbigen Rassen England, Frankreich und den übrigen Kolonialmächten große Gefahren drohen, während Deutschland aus dieser Schädigung seiner Feinde nur gewinnen könne. Die Konsequenz, daß Deutschland also froh sein müsse, keine Kolonien mehr zu besitzen, vergah der alte Herr. Aber freilich: Herr v. Liebert hatte ja noch kurz vor Ausbruch der Revolution einer öffentlichen Versammlung in Bessentkirchen erzählt, daß er seinen Soldaten im Felde anbefohlen habe, keine lebendigen farbigen Gefangenen mehr einzubringen; aber der gutmütige deutsche Soldat habe sich nicht daran gehalten und immer wieder farbige Gefangene zurückgebracht. — Die werden sich die Farbigen über diesen neuen Bundesgenossen freuen!

Ein Referat des Reichstagsabgeordneten Bol über Sowjetrußland gipfelte in dem Satz: ein monarchisches Deutschland sei die einzige Macht in der Welt, die in Rußland Ordnung schaffen können. — Mit ähnlichem Scharfsinn wurde die übrige Außenpolitik erledigt und die deutsche Vorherrschaft über die Welt — wenigstens auf geduldigem Papier — sichergestellt.

Die eigentliche Aufgabe des Alldeutschen Verbandes, nämlich den Feinden Deutschlands Beweismaterial für die Existenz eines unerfülllichen völkerbedrohenden Bangermanismus zu liefern, wurde auch in Halberstadt vollauf gelöst.

Regierung und Pressefreiheit.

Die mitteldeutschen Verleger zum Kasseler Streit.

Der Verein Deutscher Zeitungsverleger Kreis Mitteldeutschland hat sich auf seiner letzten Tagung mit dem Vorgehen des Kasseler Regierungspräsidenten gegen den Verlag der Oberhessischen Zeitung in Warburg beschäftigt. Es wurde eine Resolution beschossen, in der es heißt:

Die Wahrung der Oberhessischen Zeitung stellt sich als Versuch dar, durch Verhängung wirtschaftlicher Nachteile die freie Meinungsbildung der Redaktion zu beeinflussen und zu beschränken. Hierin sieht die berufene Standesvertretung eine schwere Beeinträchtigung der Freiheit und Keinerhaltung der Presse.

So sehr man den mitteldeutschen Zeitungsverlegern beipflichten kann, wenn sie sich für die Freiheit und Keinerhaltung der Presse einsetzen, so sehr hauen sie im Fall der „Oberhessischen Zeitung“ daneben. Der Regierungspräsident von Kassel hat dem Blatt das Recht entzogen, sich als „amtliches Verkündungsblatt für den Kreis Warburg“ zu bezeichnen, weil es die preussische Regierung dauernd in einer Weise angriff, wie es mit der Würde eines amtlichen Regierungsorgans nicht vereinbar ist. Er hat damit nur seine Pflicht getan. Amtliche Organe sind nicht dazu da, gegen die Regierung zu hetzen. Vah! ihnen die Richtung nicht, so steht ihnen der Ausweg offen, den der Regierungspräsident von Kassel gewiesen hat.

Beratung über die Besoldungsfrage.

Zur Bereinigung der zwischen Preußen und dem Reich noch schwebenden Streitfragen in der Beamtenbesoldungsreform findet, wie der SPD. erfährt, am Mittwoch eine Besprechung der Vertreter der preussischen Landtagsfraktionen mit dem preussischen Finanzminister statt. Bei den noch vorhandenen Streitpunkten handelt es sich vor allem um die Pensions- und Diätarfrage sowie um die Stellung der Beamtinnen.

Im Zusammenhang mit der allgemeinen Besoldungsreform ist in Preußen eine nicht unwesentliche Besserstellung der preussischen Lehrerschaft geplant. Die Lehrer standen bisher in Gruppe 7-9, wobei der Aufstieg in Gruppe 8 nach dem Dienstalter erfolgte, dagegen der in die Gruppe 9 von dem Freiwerden einer höheren Stellung abhing. Man denkt nun an eine Zusammenziehung der Gruppen 7-9 als gemeinsame Besoldungsgrundlage für alle Lehrer. Die erhebliche finanzielle Besserstellung der Lehrerschaft nach den neuen Plänen ist sofort deutlich erkennbar, wenn man sich vergegenwärtigt, daß „zurzeit drei Sechstel der Lehrerschaft der Gruppe 7, zwei Sechstel der Gruppe 8 und nur ein Sechstel der Gruppe 9 angehören.

Ein Jahr Kirchenstreik.

Der Kampf um die Republik in Mexiko.

Mexiko, Ende August. (Eigenbericht.)

Mexiko, das Land der Kirchen und des fließenden Petroleums, hat in diesen Augusttagen ein denkwürdiges, in seiner reichen Geschichte beispiellos dastehendes Jahr abgeschlossen. Ein Jahr ist es her, daß Mexikos 5000 Kirchen verlassen stehen, Mexikos Priester ihren Pflichten nicht mehr nachkommen. Ein Jahr, seit auf Anordnung der hohen Geistlichkeit Religionshandlungen in Mexiko aufgehört haben und das religiöse Leben einer Bevölkerung, die zu mehr als 90 Proz. katholisch ist, äußerlich sein Ende gefunden hat. Seit einem Jahre ist der „mexikanische Kulturkampf“, seit Jahrzehnten latent, in eine Phase akuten Kampfes eingetreten.

Im Frühjahr 1926 erschien wie ein Blitz aus heiterem Himmel eine Erklärung der mexikanischen Kirchenfürsten gegen die kirchlichen Bestimmungen der Verfassung des Jahres 1917; man wollte nicht mehr und nicht weniger als eine Verfassungsänderung. Diese Erklärung, zu der kein direkter Anlaß vorlag, mußte um so fremdender wirken, als sie gerade in die

beginnende Auseinandersetzung mit den Vereinigten Staaten über die Petroleumgesetzgebung fiel und von der mexikanischen Regierung als „geweihter“ Dolchstoß in den Rücken empfunden werden mußte. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Kurzerhand entschloß sich die Regierung Calles, die religiösen Verfassungspunkte, die bisher nicht viel mehr als tote Buchstaben gewesen waren, voll anzuwenden und entsprechende Ausführungs- und Strafbestimmungen zu erlassen. Der wesentliche Punkt dieser „ley reglamentaria“ war die verlangte Registrierung der Geistlichen bei den städtischen Behörden. Dazu erklärte die Kirche, eine solche Maßnahme widerspreche ihrer Autorität und läme de facto der Anerkennung der mexikanischen Regierung als der höchsten Gewalt in Religionsfragen gleich; damit wäre die religiöse Freiheit bedroht und der Bestand der „allein selig machenden“ Kirche in Mexiko ernstlich gefährdet. Im Gegensatz dazu hat die Regierung immer wieder betont, sie handele bei der Intraffsetzung dieser Bestimmungen nur im Sinne der Verfassung; nichts liege ihr ferner, als der Kirche Hindernisse bei der Ausübung religiöser Funktionen in den Weg zu legen. Da keine Seite nachgab, ordnete die Hierarchie die Einstellung aller religiösen Akte an, wohl von dem jesuitischen Gedanken geleitet, mit der Entziehung „geistlicher Nahrung“ die Massen gegen die Regierung aufzureizen und sie so zum Einlenken zu zwingen. Aber diese Erwartung ist bisher bitter enttäuscht worden.

Interessierte Kreise versichern der Welt natürlich immer wieder,

dieser „Kulturkampf“ sei dem mexikanischen Volke von seiner Regierung aufgezwungen worden; die Bestimmungen der Verfassung dienten nur der Anebelung der individuellen Freiheit und insbesondere der Schwächung der katholischen Kirche. Wer den Dingen tiefer auf den Grund gegangen ist, weiß, um was es sich bei diesem 75jährigen latenten Kampf zwischen Regierung und Kirche in Mexiko handelt. Was wir heute erleben, ist eigentlich nur eine Neuaufgabe dessen, was mit dem Jahre 1857 begann. Damals nationalisierte die in diesem Jahre angenommene mexikanische Verfassung die

enormen Kirchengüter in Mexiko.

Die bis dahin fast zwei Drittel des gesamten Territoriums umfaßt hatten. Bewahrt durch Erfahrungen in vergangenen Jahrzehnten schränkte diese Verfassung die Tätigkeit der katholischen Kirche im Lande scharf ein und legte ihrer Aktivität auf politischem und Erziehungsgebiet strenge Zügel an. Die Folge war der Ausbruch der Religionskriege. Am Ende blieb Suarez, der Besieger Maximilians, auch Sieger über die Kirche und setzte die Verfassung in die Tat um.

Dann schlug das Pendel nach der anderen Seite. In den 34 Jahren der Diktatur Diaz wurden die Religionsartikel der Verfassung völlig achtlos gelassen. Die Kirche hatte bald auf Kosten der Massen ihre frühere Stellung wieder erobert. Als dann im Jahre 1910 die große Revolution ausbrach, hatte ebenfalls niemand mehr Zeit, auf das Religionsproblem zu achten. Erst im Jahre 1917 entfiel man sich seiner wieder und nahm die religiösen Bestimmungen der alten Verfassung in das neue Verfassungswerk, und zwar in verschärfter Form auf. Dennoch blieb es erst dem Präsidenten Calles vorbehalten, die Verfassung auch in diesem Belange durchzuführen und der Welt zu beweisen, daß man hierzulande bemüht ist, ein für allemal die Vorrechte herrschender Klassen zu beseitigen.

In katholischen Kreisen glaubte man, daß die

Neuwahlen des nächsten Jahres

manches zugunsten der Kirche ändern werden. Nach alledem, was in Mexiko vorgefallen ist, muß man sich solchen Behauptungen gegenüber skeptisch verhalten. Jeder Präsident wird heute in Mexiko gezwungen sein, für die Durchführung der Verfassungsbestimmungen zu sorgen und den veränderten Tatsachen unseres Jahrhunderts volle Rechnung zu tragen, und wenn auch gerade auf mexikanischem Boden das Prophetentum der undankbarste Beruf ist, so kann man doch eines mit voller Sicherheit sagen: Die Rückkehr zu alten Zeiten, alten Herren und alten Systemen ist heute nicht mehr ohne weiteres möglich.

Der Katholikentag.

Nach dem Reichsschulgesez neue Forderungen.

Dortmund, 5. September. (Eigenbericht.)

Am Montag erreichte das kultur- und schulpolitische Bekenntnis des Katholikentages seinen Höhepunkt. Reichstanzler Marx, der die Rundgebung der katholischen Schulorganisation als ihr langjähriger Vorsitzender leitete, vertändelte das katholische Bekenntnis zum Schuldecal unter leidenschaftlicher Anfeuerung der kirchlich-religiösen Empfindungen der Hörer. Er sowohl wie der Hauptreferent, Pfarrer Dr. Offenstein aus Wülfringsburg bei Hamburg, wandten sich in schärfster Weise gegen die Anhänger der Simultanen in den eigenen Reihen, die die Einheit des Katholizismus in einer entscheidenden Frage störten. „Weltuntertan der kirchlichen Obrigkeit“ — das ist das Schulprogramm des Kanzlers, das nach seiner Auffassung erst zu einem Teil seine Verwirklichung im neuen Reichsschulgesetzwurf findet.

Marx erklärte u. a., daß die Schulfrage für den Katholizismus eine Erziehungsfrage und keine Unterrichtsfrage sei. Nach dem Reichsschulgesetz habe der Katholizismus noch weitere Forderungen anzumelden, die sich auf die Privatschulen, den Religionsunterricht in den Berufsschulen und endlich auf das Lehrerbildungsgesetz beziehen. Je eher der gegenwärtige Kampf um die Schule zu Ende sei, desto eher könne sich der Katholizismus diesen neuen positiven Aufgaben zuwenden. Marx forderte endlich zur Kampfrückführung des katholischen Volkes für die nächsten Monate auf: „Die Schulfrage ist für uns eine Weltanschauungsfrage, in der unsere Kirche und unser Episkopat absolut entscheidend sind. Wenn die Bischöfe sagen, katholische Schulen für katholische Kinder, dann ist die Sache für uns entschieden.“

In diesen Bemerkungen des Reichstanzlers wurde deutlich erkennbar, daß die Hauptangelegenheit des Zentrums bei seinem Zusammenarbeiten mit der Rechten in der Hoffnung auf weltanschaulichen Erfolgen beruht. Das ist der Preis, für den soziale und politische Rücksichten zurückgestellt werden.

Pfarrer Offenstein ging noch weit über Marx hinaus. Er sprach von christentum fremden Elementen, die die Simultanen schulorganisatorisch forderten. Generalsekretär Köhler von der katholischen Schulorganisation sagte hinzu, wenn das katholische Volk irgendwo seine Einigkeit brauche, dann in der Schulfrage. Wer sich ihr entgegenstelle, könne die politischen Gegner. Diese Abgabe an Wirth und andere Antipolitiker des Zentrums war wohlüberlegt und fand in der Versammlung nicht den mindesten Widerpruch.

Die Unversalität des Katholizismus, der alle Gebiete irdischen Lebens und Wirkens umfassen will, bekundete sich in einem bemerkenswerten Referat über Körperkultur und Gotteskindschaft. Der Generalpräses Wolfer-Düsseldorf bekannte sich ganz überraschend zu einer positiven Einstellung zur Körperkultur. Der Redner forderte Anbacht vor der Schönheit des menschlichen Körpers und seiner Pflege. Er zeichnete aber auch die sich daraus ergebenden sozialen Aufgaben, sprach von kapitalistischem Monismus und sagte, daß aus reichendes Essen, menschliches Wohnen die erste Forderung jeder wahren Körperkultur sein müßte. Die Katholiken sollten sich stärker als bisher um diese Fragen kümmern und sich dem Alkohol und Nikotin nicht nach gesellschaftlicher Unsitte unterordnen. Eine entsprechende Mahnung an die Akademiker fand lauteste Zustimmung.

Man nahm dann eine ganze Anzahl von Entschlüsse über das „gute Buch“ und die Presse an, wobei auch auf das Anwachsen der sogenannten Sensationspresse hingewiesen wurde. Ueber katholische Volksbildungsaufgaben der Gegenwart sprach Schulrat Ansh vor stark gelichteten Hörerreihen. Seine Ausführungen gipfelten in der Ablehnung der bloßen Bestandestkultur. Bildung müsse verbunden sein mit der Anerkennung der Gemütskräfte und der ewigen Sittengesetze. Infolge des lehrerhaften Tons fand die Rede bei weitem nicht die Beachtung wie die übrigen Ausführungen, obwohl der Redner ein starkes Bekenntnis zum Friedensgedanken und zum lokalen Zusammenarbeiten mit anderen Volksgenossen ablegte.

Zentrum und Proletariat.

Dortmund, 5. September. (Eigenbericht.)

Am Montag nachmittag hielt der österreichische Bundeskanzler Dr. Seipel auf dem Katholikentag sein mit Spannung erwartetes Referat über „Arbeit und Kapital nach christlicher Auffassung“. Der eine grundlegende Auseinandersetzung über das entscheidende Spezialproblem erwartet hatte, wurde tief enttäuscht.

Unter stark dogmatischen Formulierungen, die von einem gut gepolsterten Gewissen zeugten, bemühte sich Seipel darzulegen, daß der Katholizismus in Wirtschaftsfragen weder reaktionär oder revolutionär sein könne. Man solle wohl an der Lösung der wirtschaftlichen und sozialen Fragen mitarbeiten, aber man müsse sich dabei von der gefährlichen Irrlehre der Uebererschätzung der Arbeit freimachen. Arbeit sei nur möglich auf Grund vorhandener Güter, die ein Geschenk Gottes seien. Die grundlegende Frage, wie es zu rechtfertigen sei, daß diese Güter, also die Produktionsmittel, dem Privatbesitz ausgeliefert würden, berührte Seipel überhaupt nicht. Als kluger Taktiker sprach er freilich von künftigen Einkommensmöglichkeiten, mit denen sich der Katholizismus zu ihrer Zeit auf Grund seiner Sittengesetze abzufinden haben werde. Wohl könne der Kapitalismus grausam und unchristlich sein. Diese Gefahr drohe aber auch beim Sozialismus, vor allem dann, wenn er statt der ewigen Gabe Gottes sich Erlösrechte aus ungebildeten und leicht verzagenden Menschenherzen entlehne. Die Hörer wüthten mit dieser jeder Entscheidung ausweichenden rein theoretischen Betrachtung sehr wenig anzufanden, weil ihnen sehr schnell die innere Gefühlsseite dieses Sprechers, der mit deutscher Spitze gegen den Sozialismus sprach, offenbar wurde.

Sie wurden erst wieder wärmer, als Dr. Sonnenschein-Berlin mit erschütternden Beispielen die soziale Not der Großstädte schilderte und die Aufgaben der katholischen Caritas, wie er sie deutet, umriß. Sonnenschein bekannte sich dabei ausdrücklich zur Zusammenarbeit mit anderen Wohlfahrtsvereinigungen und sagte, daß auch in den sozialistischen Organisationen oft genug das glühende Feuer christlicher Nächstenliebe emporlodere. Mit treffenden Worten kennzeichnete dieser Redner Dilettantismus, Lieblosigkeit, Formengeist und Heuchelei auch im eigenen Lager. Seine Bemerkung, daß denen, die daheim Egoisten seien, keine Bürgerfahrt nach Rommerreuth oder nach Lourdes nügen werde, wurde von demonstrativem Beifall unterstrichen.

Auseinandersetzung um Wirth.

In der Generalversammlung des Augustinus-Bereins der Zentrumspresse kam es am Sonntag zu lebhaften Auseinandersetzungen über den Fall Wirth. Marx und andere versuchten alle Bedenken zu zerstreuen, die von Wirth und anderen gegen das Reichsschulgesetz erhoben wurden. Der Zentrumsabgeordnete Rheinländer erwiderte auf verschiedene Erhebungen, daß mit der Linken die Schulfrage nicht zu lösen gewesen sei. Der Präsident des Badischen Landtages, Dr. Baumgartner, erklärte, daß man an allen maßgebenden Stellen der badischen Zentrumsgruppe das Verhalten Wirths auf das schärfste mißbilligt habe. Dem Angegriffenen stand ein Verteidiger in der Person des Verbandspräsidenten der katholischen Arbeitervereine, Dr. Müller-Wünnenberg, der auf die Gefahr hinwies, daß weite katholische Arbeitkreise sich mit Wirth vom Zentrum abwenden würden, wenn man nicht mit größter Vorsicht vorgehe.

Das Erbsengericht.

Erziehung durch Maggi zu deutschnationalem Denken.

Diese von der „Deutschnationalen Tagespost“ unter Parteinachrichten veröffentlichte Anzeige kann nur im getreuen Wortlaut voll genossen werden:

Kreis 26.

Deutschnationale Arbeitervereinigung
Roabit.

Montag, 12. September, 20 Uhr, Hohenzollernstraße, Bandelstraße 35, Versammlung mit Lichtbildabend. Es wird die Herstellung der Maggi-Erzeugnisse gezeigt. Jeder Anwesende bekommt eine Kostprobe — einen Teller Erbsuppe mit Schinken. Außerdem wird die Stahlhelmtapelle mit. Eintritt frei.

Die deutschnationalen Arbeiter wandeln verbündigt in den Spuren des Alten Testaments. Überdies: Esau verkauft seine Erstgeburt um ein Binsengericht; die deutschnationalen Arbeiter ziehen für den Verkauf ihrer Klasseninteressen Erbsen vor, und der Schinken ist selbstverständlich rein deutschnationale Beilage. Das ganze Bild wäre wert, von dem einseitigen, so früh verstorbenen Reklamechef der Roggiwerte — von Frank Bedekind — behandelt und im Theater aufgeführt zu werden. Unter Mitwirkung der Stahlhelmtapelle...

Die Lehren der englisch-russischen „Einheit“.

Zum englischen Gewerkschaftskongress.

Die Entwicklung der englischen Arbeiterbewegung vollzog sich jahrzehntelang ziemlich isoliert von der Entwicklung der Arbeiterbewegung in den anderen Ländern. Heute ist es anders geworden. Die internationale Arbeiterkongresse werden in England mit wachsendem Interesse verfolgt, und die englischen Kongresse werden als bedeutende Ereignisse in der gesamten internationalen Arbeiterbewegung gewertet. Die Internationalisierung der Arbeiterbewegung, tief verankert in der Internationalisierung der Wirtschaft, vollzieht sich in einem raschen Tempo.

Der englische Gewerkschaftskongress, der eben in Edinburgh eröffnet wurde, wird, wie kein anderer vor ihm, seine Aufmerksamkeit den Fragen der internationalen Gewerkschaftsbewegung widmen müssen. Die Stellungnahme zu den Beschlüssen des jüngsten internationalen Gewerkschaftskongresses in Paris wird allerdings dem Edinburgher Kongress keine Schwierigkeiten bieten. In allen sachlichen Fragen waren die Engländer in Paris mit den übrigen Gewerkschaften völlig einig. Unter diesen Umständen kann man zuversichtlich mit einer schnellen und leichten Beilegung in Edinburgh aller persönlichen und zum Teil organisatorischen Reibungen rechnen, die in Paris zwischen den englischen und den übrigen Gewerkschaften zu verzeichnen waren. Mehr Schwierigkeiten wird aber dem Kongress ein anderes internationales Problem — das der englisch-russischen gewerkschaftlichen „Einheit“ — bieten.

Die Versuche der englischen Gewerkschafter, eine Annäherung an die Russen zu erreichen, finden ihre natürlichen Wurzeln in der allgemeinen politischen und wirtschaftlichen

Entwicklung Englands nach dem Kriege.

Die englischen Gewerkschafter haben eine ehrliche Verständigung mit den Russen angestrebt, und haben gehofft, zu einer Verständigung zwischen den russischen Gewerkschaften und der Amsterdamer Internationale beitragen zu können. Sie sind dabei Wege gegangen, deren Hoffnungslosigkeit den kontinentalen Gewerkschaftern, die ihre Erfahrungen auf diesem Gebiete bereits hatten, von Anfang an offensichtlich war. Die englischen Gewerkschafter waren sich zwar dieses Unterschiedes bewußt, glaubten aber, daß gerade die Tatsache, daß sie mit diesen traurigen und erbitternden Erfahrungen der europäischen kontinentalen Gewerkschafter nicht befaßt sind, geeignet sei, sie zu einem Mittelweg zwischen den russischen Gewerkschaften und der Amsterdamer Internationale zu machen.

Die ersten Schritte — die englisch-russische Konferenz in London im April 1925 — schienen einen Erfolg der friedlichen Bemühungen der englischen Gewerkschafter zu bedeuten. Das einstimmig auf der Konferenz angenommene „Uebereinkommen“ lautete, daß die russischen Gewerkschaften sich „in allgemeinen Prinzipien“ mit den Zielen und Statuten des Amsterdamer Internationalen Gewerkschaftsbundes solidarisch erklären und eine Konferenz mit dem IGB anstreben, die das Ziel haben soll, „festzustellen, wie der bestehende internationale Bund am besten ausgebaut werden könnte, um die Einbeziehung der russischen und aller anderen gewerkschaftlichen Organisationen zu ermöglichen.“ („Trud“ vom 8. Mai.)

Es hat sich aber bald herausgestellt, daß dieser Rückzug der russischen kommunistischen Gewerkschaftsführer

nur ein Schachzug

war, daß sie gar nicht daran denken, das „Uebereinkommen“ ernst zu nehmen und den Anschluss an den IGB anzustreben. Der auf der Londoner Konferenz geschlossene englisch-russische Ausschuss ist dank dieser Sabotage der Konferenzbeschlüsse durch die russischen Gewerkschaften zu einer toten Einrichterei geworden. Zu seiner zweiten Sitzung — die Londoner Konferenz galt als die erste — bot sich der Ausschuss erst im Dezember 1925 versammelt, aber auch diese Sitzung ergebnislos.

Der große englische Bergarbeiterstreik im Jahre 1926 hat zu einer neuen Einberufung des Ausschusses geführt (im Juli 1926 in Paris und im August in Berlin). Diesmal war es aber vorwiegend das Problem der Einmischung der russischen kommunistischen Gewerkschaftsführer in die englischen Gewerkschaftskämpfe, das den Ausschuss in Anspruch genommen hat. Die Engländer protestierten energisch gegen die Politik der Russen gegenüber der englischen Gewerkschaftsbewegung und forderten Garantien für die Zukunft. Die Sitzungen verliefen ergebnislos. Wenn der Ausschuss trotzdem formell nicht aufgelöst wurde, so nur aus dem Grunde, daß die Russen das Diktum des Bruchens den Engländern aufgeben wollten, die Engländer aber, mit Rücksicht auf die politische Lage in England, die es der konservativen Regierung ermöglicht hätte, den Austritt der englischen Gewerkschaften aus dem englisch-russischen Ausschuss innerpolitisch (gegen die Arbeiterklasse) und außenpolitisch (gegen die Sowjetunion) auszunutzen, einen solchen Schritt zu vermeiden suchten.

Im März 1927 hat sich der Ausschuss zu seiner fünften und letzten Sitzung (in Berlin) versammelt. Die Engländer haben ihre Forderungen vom vorigen Jahre wiederholt, und die Russen haben nachgegeben. Einstimmig wurde eine Entschließung angenommen, die „von der bedingungslosen Anerkennung ausgeht, daß einzig der britische Gewerkschaftskongress und dessen Generalkomitee befugt sind, die englische Gewerkschaftsbewegung zu vertreten und ihre Ansichten zum Ausdruck zu bringen“ (dasselbe gelte natürlich entsprechend für den russischen Gewerkschaftskongress und den Zentral-

rat der Gewerkschaften der Sowjetunion). Durch diese Entschließung sollten die Versuche ausgeschaltet werden, von Moskau aus die englischen Arbeitermassen gegen den Generalkomitee aufzubringen. Dies wurde übrigens noch besonders unterstrichen durch die ausdrückliche Proklamierung in der Entschließung

des Prinzips der Nichteinmischung

der einen Partei in die inneren Angelegenheiten der anderen. („Trud“ vom 15. April.)

Aber auch diese Entschließung, wie die vom Jahre 1925, war für die russischen kommunistischen Gewerkschaftsführer nur ein „Mantel“. Dem Berliner „Kompromiß“ habe man zugestimmt, um „um jeden Preis den englisch-russischen Ausschuss erhalten“ zu können, da er „uns (d. h. den Kommunisten) die Möglichkeit gibt, an die breiten Massen des englischen und des internationalen Proletariats heranzukommen.“ („Trud“ vom 19. April). Was aber die Befolgung der gefassten Beschlüsse betrifft, so brauche man sich keine Sorgen zu machen. Und der Vorsitzende des Zentralrates der Gewerkschaften der Sowjetunion hat sich bereit, ein Exempel zu statuieren. Am 8. Mai hat Tomski in den großen Moskauer Blättern („Pravda“, „Trud“ u. a.) einen in Form eines Interviews gehaltenen Artikel veröffentlicht, in dem er den englischen Gewerkschaftsleiter wegen seiner Haltung bei der Bekämpfung des Antigerichtsgesetzes der Regierung Baldwin scharf angreift und ziemlich unerbittlich die unteren Gewerkschaftsinstanzen und die englischen Arbeitermassen auffordert, die Politik des Generalkomitee zu durchkreuzen und von unten auf den Kampf gegen das Antigerichtsgesetz aufzunehmen.

Dieser Artikel Tomskis, der natürlich sofort von der kommunistischen Presse Englands nachgedruckt wurde, könnte als ein Schulbeispiel der „Einmischung in die inneren Angelegenheiten“ der englischen Gewerkschaftsbewegung betrachtet werden. Die Engländer haben denn auch sofort dieses Verhalten Tomskis beanstandet. Darob wurde in den kommunistischen Kreisen eine starke Entrüstung markiert. Wie? Man will die „persönliche Freiheit“ eines Tomski einschränken? „Ich muß entschieden dagegen protestieren, daß jemand den Anspruch erheben könnte, meine persönliche Redefreiheit zu beschränken und mich irgendwie zu kontrollieren“, erklärte Tomski anlässlich des englischen Protestes („Trud“ vom 1. Juli). Und Bucharin forderte daselbst das Recht der uneingeschränkten

Bekämpfung des englischen Generalkomitee

trotz der Vereinbarung über die „Nichtanerkennung“ noch tiefer zu begründen:

„Wir mußten (auf der Berliner Konferenz des englisch-russischen Ausschusses) eine Reihe von Konzessionen gewähren. Dies bedeutet jedoch nicht, daß unsere Gewerkschaften auf das Recht der Kritik verzichten sollen. Und das Interview Tomskis kurz nach der Konferenz hat es augenscheinlich bewiesen. Dies bedeutet ferner nicht, daß wir nicht durch andere Organisationen (Profintern, Komintern u. a.) besonders (geperit bei Bucharin) während den Generalrat angreifen sollen wegen der niederträchtigen Laissez-faire seiner Vertreter in der Berliner Konferenz. Es ist nicht schwer, sich zu überzeugen, daß die kommunistischen Parteien eine energische Attacke gegen die Führer des Generalkomitee in Verbindung mit der Haltung seiner Vertreter in Berlin eingeleitet haben.“ („Pravda“ vom 18. Juni.)

Jetzt wurden alle Kräfte entfesselt und eine englische Offensive gegen den Generalkomitee der englischen Gewerkschaften entfaltet, die in den letzten Tagen vor dem Edinburgher Kongress mit einer besonderen Erbitterung geführt wurde. Bald ist es ein „Begrüßungsschreiben“ des Exekutivbüros der Profintern, das sich an die englische „Arbeiterbewegung“ wendet und diese aufmuntert, für die „Säuberung der Gewerkschaften Großbritanniens von den Spionen der Bourgeoisie, Renegaten und Leuten des Kapitals in den Reihen der Arbeiterklasse, wie Thomas, Pugh, Cline und die ihnen nachfolgenden Purcell, Hicks u. a. Helfern der linken Phrasen und rechter Taten“ zu kämpfen („Pravda“ vom 28. August). Bald ist es der Aufruf des Zentralkomitee des russischen Bergarbeiterverbandes an die englischen Bergarbeiter, der diese auffordert, sich gegen den „schwarzen Berrat“ ihrer Führer aufzulehnen („Trud“ vom 28. August). Bald ist es schließlich der Zentralrat der Gewerkschaften der Sowjetunion selbst, der in einem Aufruf an den Edinburgher Kongress sich scharf gegen „die Verräter Thomas und seine Helfer vom Schlage Hicks und Purcell“

wendet und zum „Erfolg der alten bankrotten Führer durch neue, fähige und ehrliche Führer der Arbeiterklasse“ auffordert („Kote Fahne“ vom 4. September).

Ob der englisch-russische Ausschuss nach dem Kongress von Edinburgh aufgelöst wird oder ob er sein Scheitern weiter stiften wird, ist jetzt von einer geringen Bedeutung. Seine geschichtliche Aufgabe: die englischen Gewerkschaften über den Charakter der Moskauer Einheitspolitik aufzuklären, — hat er erfüllt. Insofern, also mittelbar, hat auch der englisch-russische Ausschuss, dank den Bemühungen der russischen kommunistischen Gewerkschaftsführer, die wirkliche Konsolidierung der Amsterdamer Internationale und somit die Fokussierung der Einheit der internationalen Gewerkschaftsbewegung gefördert. Zielen von ihnen sicherlich ungewollten Verdienst möchten wir den russischen kommunistischen Gewerkschaftsführern dankend buchen. S. Schwarz.

stand der Reichsanstalt noch bestimmt, spätestens aber vom 1. Dezember 1927 an.

Der Streik in der Berliner Zigarettenindustrie. Die Arbeitgeber drohen mit Aussperrung.

Die BS-Korrespondenz meldet u. a.: Der wilde Streik der Tabakarbeiter in der Berliner Zigarettenindustrie, der die Betriebe der beiden größten Firmen Wauoli und Jofetti lahmgelegt hat, konnte am gestrigen Montag nicht beigelegt werden. Die Tabakarbeitergewerkschaft, die den Streik selbst als wild ablehnt, ist zurzeit bemüht, die Belegschaften vor weiteren Unbelohnenheiten abzuhalten. Der Arbeitgeberverband hat am gestrigen Montag von einer Selbstaussperrung in der Berliner Zigarettenindustrie abgesehen, doch dürfte in den nächsten Tagen die Entscheidung darüber fallen, ob diese Bewegung auf Berlin beschränkt werden kann, oder ob die gesamte deutsche Tabakindustrie in Mitleidenschaft gezogen werden wird. Eine Entscheidung ist wahrscheinlich erst am Mittwoch oder Donnerstag zu erwarten.

Verbandsschule der Fabrikarbeiter.

Ein eigenes Schulheim in Wennigsen a. S.

Der Hauptvorstand des Verbandes der Fabrikarbeiter Deutschlands hat im Januar 1925 den Entschluß gefaßt, für seine Funktionäre in den verschiedenen Verbandsgauen Wanderkurse abzuhalten. Von Februar 1925 bis Februar 1927 wurden 23 Kurse von je einer Woche mit 800 Teilnehmern abgehalten. Dabei machte sich immer mehr das Bedürfnis nach einem eigenen Schulheim geltend. Der Verband hat sich inzwischen ein ansehnliches Heim geschaffen, das in Wennigsen im Regierungsbezirk Hannover, also in der Nähe des Verbandsitzes gelegen, am 11. September eröffnet wird. Das Heim ist als Internat eingerichtet. Die Dauer der Einzelkurse ist auf 14 Tage ausgedehnt worden und die reine Lehrtätigkeit auf täglich 6 Stunden herabgesetzt.

„Es gilt qualifizierte Hirne zu schaffen“ — schreibt der „Proletarier“ — und hierbei will unsere Verbandsschule ihr schwebendes Teil mithelfen.“

Wir wünschen der Fabrikarbeiterschule den besten Erfolg.

Gautag der Bankangestellten.

Der Gau Groß-Berlin-Brandenburg des Allgemeinen Verbandes der deutschen Bankangestellten (AVB) hielt als Auftakt zum kommenden Verbandstag seinen Gautag ab. Die Tagung fand am Sonnabend und Sonntag unter zahlreicher Beteiligung der Delegierten aus den Betrieben statt, zu der auch der Hauptvorstand und Vertreter anderer Gauen sowie des AVB-Bereichsstellens erschienen.

Den umfangreichen Geschäftsbericht erstattete der Sekretär der Ortsverwaltung, Kollege Kräfte. Daraus ist besonders zu entnehmen, daß die Periode des Abbaues und der Mechanisierung im Bankgewerbe nicht ohne Einfluß auf die Verbandsbewegung geblieben ist. Der durch die Abbauperiode bedingte Mitgliederrückgang ist bereits seit Anfang vergangenen Jahres zum Stillstand gekommen. Seit dieser Zeit hat die Mitgliederbewegung eine ständige Aufwärtsbewegung angenommen. Die überragende Bedeutung des Verbandes lassen am besten die Resultate der Betriebsratswahlen des Verbandes erkennen. Der Kassenericht zeigte dann die durch den Zuwachs gesteigerten Einnahme der Ortsverwaltung.

Dem Gauvorstand wurde einstimmig Entlastung erteilt. Der Ausgang der Tagung gibt zu der Hoffnung Anlaß, daß die freigewerkschaftliche Idee im Bankgewerbe weiter den Weg des Aufstiegs geht, den sie im letzten Jahre gegangen ist.

Streikgefahr im Braunkohlenrevier.

Konferenzen der Bergarbeiter Mitteldeutschlands.

Im mitteldeutschen Braunkohlenbergbau steht ein schwerer Lohnkampf vor der Tür. Die Erbitterung der Bergarbeiter über die erbärmliche Entlohnung ist allgemein. Auf den Konferenzen am letzten Sonntag in den mitteldeutschen Braunkohlenrevieren kam diese Erbitterung scharf zum Ausdruck. Der Unmut der Bergarbeiter über ihre elende Entlohnung ist nur zu verständlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der im besten Falle erreichte Schichtlohn bei eifündiger Schichtzeit ganze 68 Pfennig beträgt. Die Sonderzulagen, die da und dort am Werkverein und andere Elemente gezahlt werden, die sich bei den Arbeitgebern Viehdind machen, haben die allgemeine Erbitterung der Arbeiterklasse nur gesteigert. Wie jämmerlich die Verhältnisse sind, zeigt sich schon daran, daß jetzt allmählich auch den Werkvereinigern ein Licht über die unglückliche Haltung der Grubenherren aufgeht. Zwischen den arbeitgemeinschaftlichen Schönen Redensarten und der Lohnpraxis der Arbeitgeber läßt ein zu scharfer Widerspruch. Ebenso ist der Gegensatz zwischen Geschäftsfrage, Profitgier und Herrenstandpunkt auf der einen und den Jammereöhnen auf der anderen Seite einfach nicht mehr zu ertragen. Trotzdem der Bergarbeiter unter dem Druck der Jammereöhne ein bis jetzt nicht dagewesenes Einzelleistungsergebnis zusammenstufte, rühren sich die Grubenunternehmer noch immer nicht. Den Lohnwünschen der Arbeiterklasse Rechnung zu tragen. Werden die auf den Konferenzen gestellten, angesichts der Leuerung und der Bedrängnis der durch die schädigen Löhne schwer mitgenommenen Bergarbeiterfamilien nur bescheidenen Lohnforderungen von den Arbeitgebern abgelehnt, dann werden nach Beschluß der Konferenzen die Arbeitsverträge für den gesamten mitteldeutschen Braunkohlenbergbau gekündigt.

Der Eisenbahnboykott in Queensland.

London, 5. September. (II.)

Der Arbeitskonflikt in Queensland hat sich soweit verschärft, daß das Land nunmehr von dem übrigen Australien bis auf die Schiffsverbindungen völlig abgeschnitten ist. Der „eiserner“ Stab der Eisenbahnen in Queensland wurde gestern nachmittags im Zusammenhange mit dem Ultimatum des Premierpräsidenten Mr. Cormack entlassen mit der Begründung, daß die Eisenbahn als Eigentum des Staates von diesem und nicht von den Gewerkschaften verwaltet werde. Im Norden von Queensland ist die Lage kritischer, da noch erhebliche rassenmäßige Gegenätze zu dem Arbeitskonflikt hinzutreten.

Teile Gewerkschaftsjugend Groß-Berlin. Deut. Dienstag, 19.4. Uhr. gegen die Gruppen: Frankfurter Arbeiter; Gruppenheim Südliches Jugendheim Eilauer Straße 18, Zimmer 3. Heimbesprechung. — Landsberger Jugend; Gruppenheim Diehlmannstraße 1. Heimbesprechung. — Prenzlauer; Gruppenheim Gruppenheim Jugendheim Poststr. 22. Heimbesprechung. — Treptow; Gruppenheim Schule Wilmersbrunnstr. 1254 (Vortragszimmer). Heimbesprechung. Verbandsbesprechungen. — Humboldt; Jugendheim Berging. — Ode-Opernstraße. Vortrag: „Unser Mädchenarbeit im Winter.“ — Schwaneberg; 18 Uhr Spiel auf dem Sportplatz Am Urban. — Schöneberg; 18 Uhr Spiel auf dem Reichsarbeiter-Sportplatz. — Wedding; Wappensprache für Mädchen. — Jarmois — Gewerkschaft — Organisation.

Jugendgruppe des JdB. Deut. Dienstag, ab 19 Uhr. Spielen auf dem Sportplatz 7 im Treptower Park und auf dem Sportplatz an der Ratzbachstraße (Reuherberg). Rollenspiele, Volkstänze, Ballspiele.

Deutscher Cellulose-, Kapazitäts- und Portefeuilleverband. Mittwoch, 7. September, 19 Uhr, im Treptower Park, Treptower Str. 36. Besprechung der Reichsliste- und Portefeuillebranche. Vortrag des Generalsekretärs H. Schlimme vom AVB, über „Das Kreditlohnversicherungsgesetz.“ Jeder Betrieb muß vollständig vertreten sein.

Verantwortlich für Politik: Richard Bernheim; Wirtschaft: G. Klingenhöfer; Gewerkschaftsbewegung: J. Reiner; Schulwesen: Dr. John Schifano; Schales und Confiserie: Feig Karlsbad; Anzeigen: Th. Glöck; (Amtlich in Berlin: Berlin; Fortwärts-Berlin G. m. b. H. Berlin. Deut. Fortwärts-Verbandsrat und Verlagsanstalt Paul Singer u. Co. Berlin SW 68, Lindenstraße 1. Hierzu 2 Beilagen und „Unterhaltens und Wissen“.

Die Erwerbslosenunterstützung ab 1. Oktober.

Mit dem 1. Oktober können alle diejenigen Erwerbslosen, denen bisher die Unterhaltung mangels vorliegender Bedürftigkeit vorzuenthalten wurde, in den Genuss der Unterstützung kommen. Voraussetzung ist, daß sie in den letzten 52 Wochen 13 Wochen lang in einer nach dem neuen Gesetz versicherungspflichtigen Beschäftigung gestanden haben. Die Berechnung der Unterstützung erfolgt in diesen Fällen sofort nach den neuen Grundsätzen des Gesetzes. Arbeitslose, die am 1. Oktober bereits in Unterstützung stehen, erhalten zunächst ihre Unterstützung in der bisherigen Höhe weiter. Würden sie nach der Staffelung des neuen Gesetzes schlechter gestellt werden als bisher, so haben sie das Recht, bis zum 1. April 1928 (soweit bis dahin ihr Unterstützungsanspruch reicht) in der bisherigen Höhe weiter unterstützt zu werden. Wäre der Unterstützungsbetrag jedoch nach dem neuen Gesetz höher als bisher, so können sie die höhere Unterstützung erhalten, jedoch nicht bereits vom 1. Oktober an, sondern von einem Zeitpunkte an, den der Vor-

Und aufs Brot die **frische Real**

„Lobt mich mein Sprüchlein besinnend:
— Liebe Berlinerinnen
Und meine lieben Berliner,
Märgerscheiter Diener!
Real-Beitrag, so heiß ich,
In mein Kei-Drat heiß ich,
Möchte noch manchmal euch allen
Mit meinen Spülen gefallen,
Komm' aus dem bairischen Land
Grüß euch Gott miteinander!“

Denn diese bayerische Kernmargarine aus den **MMW Nürnberg** ver-
einigt zum ersten Mal höchste Nährkraft und höchsten Wohlgeschmack:
Vitamine und Alpmilch.

Zu jedem Pfund der Talcmargarine „Frische Real“ verleihe man gratis den neuesten Band der Real-Hausbücherei! Vertreter der V.M.W. Nürnberg: Real-Agentur, Berlin NO 41, Neue Köpenicker Str. 37. Tel.: Köpenick 1365, 1366, 1367.

Amerika und Berliner Wohnungselend

Ein Elendsstall, der in Berlin noch als Tauschwohnung gilt.

Der Bund Deutscher Bodenreformer hat dieser Tage wiederholt auf Wunsch der Vereinigung Carl Schurz, amerikanische Bürger, die nach Berlin gekommen waren, um zu sehen, wie weit Berlin sich vom Elend der Kriegs- und Nachkriegsjahre wieder erholt habe, durch Berliner Arbeiterwohnungen geführt, um zu zeigen, daß man das heutige Berlin nicht nach den eleganten Fassaden beurteilen dürfe, die etwa die Linden, Friedrichstraße, Leipziger Straße, Laurentienstraße, Kurfürstendamm, Lunapark, elegante Restaurants, Cafés, Tanzsäle und Kinopaläste darbieten. Unter den Gästen befanden sich einflussreiche Persönlichkeiten aus New York, Chicago und anderen amerikanischen Großstädten. Es kam dem Führer darauf an, nicht ausgefuchste schlechte Wohnungen als „Blanzstücke“ Berliner Elendsromantik, sondern Wohnungen in Mietstafeln zu zeigen, die als typische Berliner Proletarierwohnungen anzusehen sind und voraussichtlich noch Jahrzehnte als solche gebraucht werden.

Was man zu sehen bekam.

Es waren Wohnungen im Berliner Norden, in der Chaussee, Kösliner, Uckerstraße und in der Prinzenallee, — nicht Wohnungen des Lumpenproletariats, sondern Wohnungen solider Arbeiter, die in versicherungspflichtigen Arbeitsverhältnissen stehen — Wohnungen, deren Fenster in lahle Höhe gerichtet sind, auf schmutzige, himmelhohe Mauern, wovon der Stuhl abbröckelt, auf Müllkästen, die überfüllt sind, neben denen deswegen Müll zu Bergen aufgehäuft liegt. Höfe, wo sich auch Ställe befinden, mit dazugehörigen Düngräben und Stallmisthaufen, worüber Fliegenschwärme sich tummeln. Abscheulich hüblische Höfe, die blaffen Kindern als Spielplätze dienen. Die verwohnnten amerikanischen Gäste, die in Hotels wie Kaiserhof und Excelsior allen Komfort der Reizeit genießen und in Amerika palastartige Villen bewohnen, wurden über dunkle, steile Treppen in Kellerwohnungen geführt, die nicht einen Strahl Sonne empfangen, die so feucht sind, daß die Wände verfaulen, Wände mit Schimmel bedeckt, Betten und Kissen verschimmeln, ja, Kleider im Schrank während einer einzigen Nacht verrotten. Man sah tadellose Kinder in feuchten, verschimmelten Betten schlafen. Man hörte herzbewegende Klagen von Hausfrauen, die mühsam ermordene Möbel gern vor dem Untergang retten möchten, aber vergebens ankämpfen gegen Käse, Stroh und Räder. Man sah einen lungenkranken Arbeiter in verschimmeltem Bett an verrotter Wand liegen, sah Wohnungen, die aus einer einzigen dunklen Stube bestehen, in deren einer Ecke sich eine Herdstelle befindet, die fünf Menschen als gemeinsamer Wohn- und Schlafraum dient: der Mutter, einer Witwe in den

vierziger Jahren, zwei Töchtern von 16 und 14 Jahren, einem 18jährigen Sohn, einem Kleinkind und einem Schlafburschen. Für diese fünf Menschen waren zwei Bettstellen vorhanden. Es gibt in diesen Wohnungen weder elektrisches Licht noch Gaslicht. Die Wohnung wird mit einer Küchenlampe beleuchtet. So sind die Verhältnisse im ganzen Hause, das von 108 Mietern bewohnt ist. Unter der Treppe ein Abort, der von 26 Menschen benutzt werden muß. Im Nachbarhause einräumige Wohnungen im Ausmaß von 2,50 mal 1,80 Meter, in welchen bis zu drei erwachsene Menschen hausen. So eng, daß kürzlich bei einer Explosion auf der an der Tür gelegenen Herdstelle in der Stube befindliche Frauen sich nicht mehr zu retten vermochten und schwere Brandverletzungen erlitten. Immer wieder äußerten dabei die amerikanischen Gäste ihr Erstaunen über die Sauberkeit, die selbst in diesen Wohnungen herrschte. Da sind schon gepflegte blaue Steppdecken über vermoderte Betten. Das Verlangen nach Reinlichkeit ist auch durch das ärgste Wohnungselend nicht abgetötet worden. Immer wieder tauchte die Frage in einem auf: wie glücklich wären diese Hausfrauen in einem Heim, das auch nur im entfernteren Maße als menschenwürdig bezeichnet werden könnte.

Wohnungen in einer alten Kaserne.

Niederträchtig wirkte die Gewissheit, die man nach Zufallsproben gewann, daß fast hinter jeder der Mietkasernenfronten in diesen Straßen gleiches Elend zu Hause ist. Man sieht das arbeitende deutsche Volk einen zermürbenden, Familienleben zerschlagenden Kampf auch dort gegen das Wohnungselend führen, wo dieser Kampf von vornherein infolge der äußeren Verhältnisse aussichtslos ist. Wir geben nebenstehend einige Skizzen von dem Grundriß der Werkstraße 18 in Moabit. Es handelt sich um die alte Alankaserne, die vor einem halben Jahrhundert zu Wohnzwecken umgewandelt wurde. Der freundliche Eindruck von der Fassade des später erbauten Vorderhauses verliert sich sofort, wenn man in den Hof getreten ist. In der Mitte des Hofes befinden sich Schuppen, Ställe, Werkstätten, u. a. auch eine Schmiede. In gefährlicher Nachbarschaft lagern dort Feuerholz, Futtermittel, Benzin und dergleichen mehr. Der Hofraum ist abends mit allerhand Wogen dicht besetzt. Es handelt sich darum um einräumige oder zweiräumige Wohnungen, die durch Lichtschächte teilweise matt erhellt sind. Das Haus ist vom Keller bis unter Dach bewohnt. Ungefähr achtzig Mietparteien, darunter viele Familien mit zahlreichen Kindern, wohnen in diesen Stuben. Die Küchen haben vielfach keine Wasserleitung, das für den Haushalt notwendige Wasser muß von der Treppe heringebracht werden. Die Klosetts liegen teilweise im Hof. Auf ein Klosett entfallen bis zu 30 Personen. Dieser Mißstand wurde so arg, daß vor einiger Zeit die Polizei eingeschritten ist. Teilweise befinden sich die Wohnungen in einem entsetzlichen Verfall, da die Hausbesitzer, die Beisitzer Erben, von denen einige sehr feindlich in der Koonstraße wohnen, trotz größter Bauwilligkeit seit Jahrzehnten nichts haben machen lassen. Die Mieten betragen für eine Kellerwohnung 10 M., für Stube und Küche 20 bis 25 M.

Das abschreckendste bekamen die amerikanischen Gäste in dem Hause Chausseest. 41 zu sehen, wo in einer auf der Sohle des Lichtschachtes gelegenen Kellerwohnung seit 9 Jahren ein Arbeiter wohnt. Eine finstere Wendeltreppe führt in den Lichtschacht hinab. Man gelangt zunächst in die Küche. Diese, wie auch die benachbarte Stube, ist so finstern, daß man sie ohne Taschenlampe nicht betreten kann. Der Fußboden ist so feucht, daß eine Bohle darüber gelegt ist, über welche man in die sogenannte Wohnstube kommt. Tritt man vornehmlich daneben, so glaubt man, in einen Morast zu versinken. Ammoniakhaltiger Gestank erschwert das Atmen. In der sogenannten Wohnstube ist es auch am sonnigsten Mittage nur halbhell. Auch hier ist es so feucht, daß sämtliche Möbel, die Kleider im Schrank sogar, verrotten, daß Papiere auf dem Tisch schlaff werden. Laut einem Schreiben der Allgemeinen Ortskrankenkasse der Stadt Berlin vom 8. September 1926 (Geschäftsnummer 1991, Bez. I) ist die Sozialhygienische Abteilung für den Infall dieser Wohnung beim zuständigen Wohnungsamt vorstellig geworden, und wird diesem empfohlen, sich „zwecks Beschleunigung der Angelegenheit unter Vorweis dieser Benachrichtigung“ noch selbst mit dem Wohnungsamt Mitte in Verbindung zu setzen. Dieselbe Abteilung der

Ortskrankenkasse rät unterm 30. September 1926 dem Wohnungsinsassen, sich schleunigst in die Liste der Wohnungsuchenden eintragen zu lassen. Knapp zwei Wochen darauf, am 13. Oktober, empfängt der Wohnungsinsasse eine mechanisch vervielfältigte Karte vom Wohnungsamt Mitte der Stadt Berlin, worin ihm kurz mitgeteilt wird, daß die Wohnungskommission beschlossen habe, seinen Antrag auf Eintragung in die Liste der Wohnungsuchenden abzulehnen. „Wir stellen anheim, im Wege des Kaufes sich eine andere Wohnung zu verschaffen.“ (Tgb. Nr. B. A. 1. 33954/IV/26.) Demnach hält es das Wohnungsamt für möglich, daß sich Menschen finden könnten, die solch eine Wohnung im Wege des Kaufes erwerben möchten.



Küche und Schlafzimmer.

Zweck der Führung war auch, die hier weilenden Amerikaner, die zu einem wesentlichen Teil sozialpolitisch stark interessiert sind, davon zu überzeugen, daß die arbeitenden Massen des deutschen Volkes nach wie vor in äußerst drückender, wirtschaftlicher Notlage sich befinden. Auch in dieser Hinsicht haben die Führungen durch den Bund Deutscher Bodenreformer außerordentlich nützlich gewirkt. Viktor Roodt.

Der erschossene Lehrling.

Beim Spielen mit dem Teiching. — Selbsttötung des leichtfertigen Schützen.

Wie wir gestern abend mitteilten, wurde im Rudolf-Walze-Stift in der Medlenburgischen Straße der 14jährige Lehrling Bernhard Schmidt mit einer Schußwunde im Kopf tot aufgefunden. Die Lage des Toten und der Fundort des Teichings, aus dem der tödliche Schuß abgegeben worden war, liegen darauf schließen, daß Sch. von fremder Hand erschossen wurde. Der Verdacht richtete sich gegen den 15jährigen Jüngling Ernst Anakowski, der im selben Zimmer wohnte und sich kurz vor Aufbindung des Erschossenen aus dem Heim entfernt hatte. Während des gestrigen Nachmittags wurden nun von der Kriminalpolizei die Ermittlungen durchgeführt, um Klarheit in die Affäre zu bringen. Von vornherein konnte indes mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, daß Schmidt keinem Verdrehen, sondern einem Unglücksfall zum Opfer gefallen sein mußte. Diese Annahme fand auch ihre Bestätigung. Anakowski erschien in den Abendstunden wieder im Wollschiff. In durchaus glaubhafter Weise gab der Junge Kriminalkommissar Dr. Berneberg, der nach spät abends in der Medlenburgischen Straße weilte, eine Schilderung über den Hergang des Vorfalles. Demnach löste sich beim Spielen mit dem Teiching plötzlich ein Schuß und traf Schmidt in den Kopf. In seiner Angst lief der leichtfertige Schütze davon und irrte planlos umher.



„Wohnzimmer“ einer Wohnung von zwei Räumen mit 25 M. Monatsmiete.

Die Silberschwärme

Von Rex Beach

(Nachdruck verboten)

Katzenberg's Übersetzung aus dem Englischen von Julia Rappolt

Gleich darauf erhob sich ein wütendes Geschrei von der Takelung der „Bedford Castle“, wo die Fischer sich einen lustigen Auszug verschafft hatten, sie kamen heruntergestürzt, um von der Reeling auf den Kai zu springen. Boyd aber stellte sich ihnen mit gezogenem Revolver entgegen und brüllte, daß er den ersten, der an Land ginge, niedererschiesse würde. Oben auf der Kommandobrücke schrie Kapitän Peasley seine Befehle, auf Deck arbeiteten die Matrosen sich durch die wütenden Fischer und schreienden Orientalen durch, das Schiff erbebte unter den ersten Stempelschlägen der Maschine, das Achterende löste sich langsam vom Kai, das Bollwerk knarrte, noch eine Minute, und der Dampfer war um Armeslänge vom Lande entfernt.

Trotz der Aufregung der letzten Augenblicke hatte Boyd Frazer nicht vergessen den Abenteuerer, dessen Aufopferung und Geistesgegenwart er so viel zu verdanken hatte! Er strengte seine Augen an, um etwas von ihm zu erpähen, während er gleichzeitig besorgt nach einer Uniform ausblickte. Würde der Dampfer sich bald so weit vom Lande entfernt haben, daß er nicht gepreist werden konnte? Wenn die Polizeibeamten ihren Irrtum entdeckten, war es immer noch Zeit, den Dampfer zurückzuhalten. Er eilte auf die Kommandobrücke hinauf und erzählte dem Kapitän, auf welche Weise er der Polizei entschlüpft sei. Und dort traf er Cherry mit glühenden Backen und strahlenden Augen.

Ein Schauer von Würgeschossen kam jetzt an Bord gesamt, von den Streitenden geworfen, die dem Dampfer bis ans äußerste Ende des Docks gefolgt war. Flüche, Spottreden flogen hinüber und herüber, bis sie immer undeutlicher wurden. Die Fischer aber verließen ihre Plätze in der Takelage erst, als die Gestalten auf dem Dock nicht mehr zu erkennen waren, und die Stadt sich wie eine ferne, terrassenförmige Masse von dem prächtigen Abendhimmel abhob.

19.

Mit klopfendem Herzen, das Fernrohr vorm Auge, suchte Boyd das Fahrwasser achteln ob, ob nicht doch noch ein schnelles Hasenfahrzeug auftauchen würde, ein Zeigen, daß seine Furcht entdeckt sei.

„Bevor wir Port Townsend passiert haben, fühle ich mich nicht sicher, sagte er zu Cherry, die neben ihm stand.“

„In Port Townsend legen wir doch gar nicht an.“

„Aber die Polizei von Seattle kann dorthin telegraphieren, daß man den Dampfer stoppen und mich verhaften soll.“

„Wie mag es Frazer ergangen sein?“ sagte sie.

„Ich laube kaum, daß man ihm etwas anhaben wird,“ meinte Boyd. „Auf mich hatte man es abgesehen, wenn man entdeckt, daß man den Falschen bekommen hat, wird man ihn laufen lassen.“ Kurz darauf aber fügte er hinzu: „Nichtsdestoweniger bedrückt es mich schwer, einen Kameraden im Stich zu lassen.“

„Es blieb Ihnen nichts anderes übrig,“ versicherte Cherry.

Seite an Seite blieben sie auf der Kommandobrücke stehen, jeder in seine Gedanken vertieft, denen sie nicht Worte zu geben vermochten. Der Tag ging zur Reize, der Himmel leuchtete sich in die wunderbarsten Farben, zu beiden Seiten hoben die Berge sich von dem leuchtenden Hintergrunde ab, noch waren die Gipfel von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet. Längs der schattigen Küste tauchte hier und dort ein Licht auf; kräftige Seelust umgab sie. Durch die rhytmischen Puffschläge der Maschinen hörte man den Gesang der Mannschaft, und das Plätschern des Kielwassers begleitete die weichen Töne. Ein Steward kam, um sie zum Abendessen zu rufen, Boyd aber sagte, daß er nichts essen könne, und Cherry blieb bei ihm, während der Dampfer langsam vorwärts glitt, und die Nacht sie mehr und mehr einhüllte.

„In zwei Stunden,“ sagte Boyd, als die Schiffsglocke erkante, „werde ich essen — und schlafen können.“

Als die Lichter von Port Townsend auftauchten, und man in der Ferne die Scheinwerfer der Festung sehen konnte, die die Wasserstraße bewachten, kam der Kapitän herauf und wanderte auf der Kommandobrücke auf und ab. Plötzlich aber sahen sie, daß der Kapitän stehen blieb und das Fernrohr an die Augen hielt. Boyd legte seine Hand auf Cherrys Arm. Nach einer Weile trat der Kapitän zu ihnen und sagte: „Dort scheint ein Boot auf uns zuzukommen!“ Und jetzt sahen sie auch mit dem bloßen Auge, daß ein kleines Licht heftig hin und her geschwenkt wurde.

„Bei Gott, es wird signalisiert!“

„Sie wollen doch nicht stoppen, Kapitän?“ fragte Emerson.

„Ich weiß nicht, ob ich es vermeiden kann.“

Das kleine Fahrzeug näherte sich dem Dampfer schnell, und bald konnte die kleine Gruppe auf der Kommandobrücke, das leise Klopfen des Motors hören, das lauter und lauter wurde. Der Kapitän ließ den Scheinwerfer anzünden, und im nächsten Augenblick tauchte aus der Dunkelheit ein kleines Fahrzeug auf, auf dessen Deck ein Mann stand, der mit einer Laterne signalisierte. Jetzt rief eine Stimme zu ihnen herauf: „Ohoi! Wie heißt der Dampfer?“

„Bedford Castle“ — Vachsenerproviandtdampfer, auf dem Wege zur Bristolbucht!“ rief Kapitän Peasley zurück.

Der Mann im Boot stellte seine Laterne beiseite und indem er die Hände wie einen Trichter an den Mund legte, rief er hinauf: „Stoppen! Wir kommen an Bord!“

Der Kapitän brüllte hinunter: „Wer sind Sie?“

„Polizei!“

„Was habe ich gesagt!“ stöhnte Emerson.

Noch einmal brüllte der Kapitän hinunter: „Was wünschen Sie?“

„Einen Ihrer Passagiere! Emerson! Stoppen Sie die Maschine, Sie fahren an uns vorbei.“

„Eine verfluchte Situation, Herr Emerson,“ sagte der Kapitän, „ich wage nicht, vorbeizufahren.“ Als er aber aus Sprechrohr gehen wollte, um den Befehl zum Stoppen zu geben, trat Boyd ihm in den Weg.

„Ich lasse es mir nicht gefallen. Meine Feinde haben mir diesen Streich nur gespielt, um mich zu vernichten.“

Die Stimme aus dem Boot wurde immer drohender, und aus der Dunkelheit des Dampfers stieg erschrockenes Gemurmel auf.

„Blas da!“ befahl Kapitän Peasley barsch.

Boyd aber wich nicht von der Stelle und sagte ruhig:

„Ich warne Sie. Ich bin zum äußersten entschlossen.“

„Soll ich die Maschine stoppen?“ fragte der Quartiermeister aus der Dunkelheit hinter dem Steuer.

„Nein!“ rief Emerson heftig, und beim Licht des Scheinwerfers sahen die Umstehenden einen Revolver in seiner Hand blitzen. Gleichzeitig tauchte George Balts riesige Gestalt drohend auf. Flüche murmelnd sprang er die Stufen zum Steuerhaus hinauf, riß die Tür auf, schleuderte den Rudergast mit einem einzigen Griff seiner behaarten Läge von seinem Posten und stieß heftig atmend hervor: „Wenn Sie nicht tun, Kapitän, was wir von Ihnen verlangen, dann segle ich den ganzen Dampfer in den Grund!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten

Aufklärungswoche im September.

Das neue Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten hat dem Hauptgesundheitsamt der Stadt Berlin gemeinsam mit der Arbeitsgemeinschaft von Reichsversicherungsorganen Groß-Berlins und der Berliner Metzgerei-Vereinigung gegeben, in der Zeit vom 26. bis 30. September eine Aufklärungswoche zu veranstalten. Gegenstand der Aufklärung sind die durch das Inkrafttreten des Gesetzes am 1. Oktober d. J. entstehenden erheblichen Änderungen der Verhältnisse auf den einschlägigen Gebieten.

Die Woche wird durch eine Veranstaltung im Berliner Rathaus eröffnet werden, bei der von leitenden Persönlichkeiten aus Reich, Staat und Kommune, von den Gewerkschaften und von den Reichsversicherungsorganen Vorträge über das neue Gesetz gehalten werden. Ferner sollen in 50 Berliner Schulen von Lehrern für Erwachsene Vorträge über die nachstehenden Themen gehalten werden: 1. Geschlechtskrankheiten und Nachkommenschaft; 2. Geschlechtskrankheiten und Arbeitskraft; 3. Neue Wege in der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Das Hauptgesundheitsamt, das gemäß dem Inhalt des Gesetzes die Organisation der durch das Gesetz vorgeschriebenen Neueinrichtungen im Einvernehmen mit den Reichsversicherungsorganen zu übernehmen hat, ist der Ansicht, daß ohne diese Veranstaltung die notwendige Kenntnis über den Inhalt des Gesetzes der Allgemeinheit nicht vermittelt werden kann.

Gegen die Treibereien im Freidenkerverband.

Wie uns aus den Kreisen des Verbandes für Freidenkertum und Feuerbestattung mitgeteilt wird, hat der Zentralvorstand jetzt beschlossen, auf das energischste den Treibereien der kommunistischen Opposition entgegenzuwirken. So hat die Zentrale veranlaßt, daß jetzt keine neue Bezirksleitung für Berlin gewählt wird, sondern die Berliner Geschäfte von der Zentrale selbst direkt beaufsichtigt werden. Des weitern ist eine umfassende Reorganisation des Berliner Bezirks in Angriff genommen. In einigen Monaten sollen sämtliche Instanzen der Berliner Organisation mittels Urwahl neu gewählt werden. Die Kommunisten, die früher selbst die Parole der Reorganisation herausgegeben haben, nehmen jetzt selbst dagegen Stellung, weil sie wissen, daß ihre Herrschaft durch diese durchgreifenden Maßnahmen erledigt werden kann. Die Zentrale des Verbandes hat beschlossen, der „Roten Fahne“, wie auch der „Welt am Abend“ feineres Inserate oder sonstige Publikationen mehr zugehen zu lassen. Der Beschluß, der den beiden genannten Redaktionen übermittelt worden ist, wird damit begründet, daß der ungläubliche Ton, der in diesen Blättern gegen die Verbandslitung angeschlagen wird, und die fortgesetzten unwahren Behauptungen über die Verbandslitung nur noch mit einer solchen Maßnahme beantwortet werden können.

Die billigen Würste.

Auf 220 000 Mark bezifferte der Inhaber der Presto-Fleischwerke den Schaden, der ihm durch die vor dem Großen Schöffengericht Charlottenburg angeklagten Diebe, den Schlächtergesellen Otto K. und den Arbeiter J. während eines Jahres verursacht worden war. Die beiden Angeklagten wohnten in Wilmersdorf in der Berliner Straße 6, der wegen Hehlerei mitangeklagten Stepperrin K. Hier konnten sie durch das vergitterte Abortfenster in den Hof des Nachbargrundstückes blicken, auf dem täglich riesige Mengen Würste der Presto-Werke zum Trocknen aufgehängt wurden. Dieses Meeres lodender Würste brachte sie bald auf den Gedanken, zu stehlen. Sie sagten also das Eisenrotter des Abortfensters durch und stiegen durch dieses auf den Hof der Presto-Werke, der ihnen sonst unzugänglich war. Hier entwendeten sie dann immer eine ganze Anzahl Würste und verschwand wieder mit ihrer Beute durch das Abortfenster, in das das durchsichtige Gittergitter jedesmal genau wieder eingesetzt wurde. Die noch nicht geräuchernten Würste brachten sie hierauf zu einem bekannten Fuhrwerksunternehmer, auf dessen Grundstück sie die Räucherung vornahmen. Dann eröffneten sie einen schwunghaften Wursthandel, der schnell großen Umfang annahm, da sie zu konkurrenzlos billigen Preisen ihre Ware verkauften. Erst durch eine Anzeige kamen die Diebereien heraus. Die Angeklagten, die geständig waren und sich mit Not entschuldigten, kamen billig davon; denn sie wurden zu 8 bzw. 7 Monaten Gefängnis verurteilt. Ihre mitangeklagte Wirtin erhielt wegen Hehlerei 3 Wochen Gefängnis unter Zubilligung einer Bewährungsfrist.

Die Heilschule auf dem Exer.

Zu dem im „Vorwärts“ vom Freitag, 26. August, erschienenen Aufsatz über „Die Heilschule auf dem Exer“ geht uns folgende Zuschrift zu: Es ist im „Vorwärts“ darauf hingewiesen worden, daß die Arbeit der in der Sonderschule für tuberkulöse Kinder unterrichtenden Lehrer nicht voll gewürdigt und unterfützt wird. Es trifft zu, daß die auf dem Exerzierplatz sich befindenden Baracken sehr „altersschwach“ sind und es zweckmäßig wäre, sie möglichst bald durch neue zu ersetzen. Es liegt aber weder an der Schulbehörde, noch am Bezirksamt Prenzlauer Berg, wenn das noch nicht geschehen ist. Es sind vielmehr die lebhaftesten Anstrengungen gemacht worden, um eine befriedigende Lösung herbeizuführen. Indes ist das Gelände, auf dem die Baracken stehen, Pachtland, dessen Besitzer der Reichsmilitärstütze ist. Da bisher das Reichswehrministerium immer noch nicht davon abgegangen ist, von der Stadt Berlin für dieses Gelände Phantastpreise zu fordern — der „Vorwärts“ berichtet darüber —, so ist es ein Ding der Unmöglichkeit, jetzt auf so „unsicherem Boden“ neue Gebäude zu errichten, bevor die Verkaufsverhandlungen zu einem gewissen Abschluß gelangt sind. Wenn im übrigen in dem Aufsatz behauptet wurde, daß aus Raumangel 135 Schüler gemeinsam unterrichtet werden müßten, so ist das ein Irrtum. Es sind gar nicht so große Räume vorhanden, daß überhaupt ein solcher Unterricht an 135 Kinder gleichzeitig erteilt werden könnte.

Wenn in dem Aufsatz auf die „mit Lederkubfellen ausgestattete Einrichtung des Sprechstimmers des ärztlichen Leiters“ hingewiesen und diese die einfache Beschaffenheit der Schulklassen gegenübergestellt wurde, so ist dazu zu bemerken, daß die „Lederkubfelle“ offenbar doch nicht so ganz genau betrachtet worden sein können. Es handelt sich doch nur um zwei runde Polsterstühle, die mit Kunstleder bezogen sind und in noch einfacherer „Aufmachung“ wirklich nicht beschafft werden konnten. Der Patient, der beim Arzt weilt, soll bequem sitzen. Eine Polsterung müssen solche Stühle schon haben.

Im Wasserloch ertrunken. Einen tragischen Tod fand am gestrigen Nachmittage das zwölftjährige Kind des Arbeiters B. in Wittenau. Das Mädchen entfernte sich unbemerkt von der elterlichen Parzelle in der Kolonie „Einigkeit“ und spielte mit mehreren

Eine Arbeiter-Radio-Internationale.

Kommunisten am Werk.

Anlässlich der Gründung der Arbeiter-Radio-Internationale hatte die Bezirksgruppe Berlin des Deutschen Arbeiter-Radio-Bundes in der Brauerei, Chausseestraße, einen Begrüßungsabend veranstaltet, der drohtisch illustrierte, wie die „Einheitsfront des Proletariats“ von gewissen Leuten ausgeführt wird. Die erstaunten Besucher, deren Zahl übrigens nicht sehr groß war, glaubten sich in eine Veranstaltung der Kommunistischen Partei verfehlt. Ein großes Bild von Lenin war über der Saalfläche angebracht. Dazu ein rotes Transparent, das mit großen weißen Lettern verkündete: „Lenin zeigt euch den Weg!“ Der Widerspruch, den diese einseitige und ausdringliche Aufmachung fand, bewog die Veranstalter zu erklären, daß für die Ausschmückung des Saales die kommunistische Ortsgruppe Wedding des Berliner Bundes verantwortlich sei. Was doch eine Ortsgruppe im Bund für Macht hat...! Um nun einen „Ausgleich“ zu schaffen, holte man im letzten Augenblick schnell zwei kleine Bildnisse von Marx und Laßalle, die aber kein Mensch zu sehen bekam, weil sie versteckt auf dem Boden der Bühne standen. Die Feier selbst war ausgefüllt mit Vorträgen des Friedrich-Hegar-Chors, eines kommunistischen Sprechchors und den Rezitationen von Alfred Beyerle und Ernst Friedrich. In dieser Umrahmung sprachen dann die einzelnen Delegierten zu den Besuchern. Baake sprach für Deutschland, Hodech für die Tschechen, van der Vliet für Holland und Nowoiz für die Wiener Organisation. Erwähnenswert ist aus der Rede des letzteren, daß in Wien Arbeitslose und Blinde, denen auch die Apparate kostenlos geliefert werden, für die Benutzung des Rundfunks nichts zahlen brauchen. Sowjetrußland wurde von dem in Berlin lebenden Russen Kozlov vertreten, der in seiner Rede gegen die Mehrheit der Delegierten heftige Angriffe richtete. Charakteristisch war, daß der größte Teil der Teilnehmer, die zur Hälfte aus Jugendlichen bestanden, dem Russen demonstrativen Beifall gaben. Zum Schluß wurde eine Resolution angenommen, in der das Verhalten der Mehrheit der Konferenzdelegierten als „unbrüderlich“ gegenüber den Russen bezeichnet wird. Auf jeden Fall beweist aber dieser „Begrüßungsabend“, welche Absichten

die Kommunisten in der Arbeiter-Radio-Internationale vermissen wollen.

Eine Konferenz der organisierten Arbeiter-Radiolöhner tagte am 2. und 3. September im Gewerkschaftshaus unter Vorsitz des ersten Vorsitzenden des Deutschen Arbeiter-Radio-Bundes, C. Baake. Vertreten waren die Tschechoslowakei, Dänemark, Deutschland, Holland, Oesterreich und Rußland. Der ursprünglich vorgesehene russische Delegationsleiter war die Einreiseerlaubnis von der Deutschen Botschaft in Moskau nicht erteilt worden. Ein in Berlin sich aufhaltender Russe war mit der Stellvertretung betraut. Auf eine Intervention des Auswärtigen Amtes wurde die Einreiseerlaubnis nachträglich erteilt, doch konnte die russische Delegation zu den Verhandlungen nicht mehr rechtzeitig eintreffen. Beirätigt wurde die Konferenz durch Genossen Krispien für die Sozialistische Arbeiter-Internationale, durch Graßmann für die Gewerkschafts-Internationale und durch den Reichstagsabgeordneten Rosenbaum für die kommunistische Reichstagsfraktion. Nach Entgegennahme eingehender Berichte über den Stand der Bewegung und die Gehegung in den einzelnen Ländern wurde die Gründung der Arbeiter-Radio-Internationale einstimmig beschlossen und ein internationales Komitee gewählt, das die Aufnahmebedingungen und die Statuten auszuarbeiten, zugleich aber auch die praktische Arbeit der Internationale aufzunehmen hat. Für diese Arbeit wurden bestimmte Richtlinien angenommen. Dieses Komitee setzt sich mit dem Recht der Kooptation aus je einem Vertreter von Deutschland, der Tschechoslowakei und Oesterreich zusammen. Der russische Vertreter hatte die Forderung gestellt, daß auch die russischen Arbeiter-Radioamateure, die 170 000 Mitglieder zählten, in diesem Komitee vertreten seien. Diese Forderung wurde von den anderen Ländern abgelehnt. Von der deutschen Delegation stimmte der eine Delegierte für, der andere gegen den Antrag der Russen. Daraufhin erklärte der russische Delegierte, sich weitere Erklärungen vorbehalten zu müssen. Sich der Internationale ist Wien, internationaler Sekretär der Genosse Nowoiz aus Wien, der die bisherigen internationalen Arbeiten vorzüglich geleistet hat. Die Delegierten verpflichteten sich, in ihren Ländern dafür einzutreten, daß für die Internationale ein jährlicher Beitrag von 5 Pf. für das Mitglied erhoben wird. Die Zahl der auf der Konferenz vertretenen organisierten Arbeiter-Radiolöhner beträgt, von Rußland abgesehen, etwa 20 000.

Kindern an einem Wasserloch, das von den letzten starken Regenflüssen herrührt, in der Nähe des neuangelegten Dammes der Legelei Industriebahn. Das Kind fiel plötzlich in das etwa 4 bis 5 Meter tiefe Loch und ertrank. Die Spielkameraden mußten aus Furcht fortgelaufen sein, denn erst einige Zeit später wurde von einer Passantin die kleine Leiche, die auf der Wasseroberfläche trieb, entdeckt. Die von der Feuermehr vorgenommenen Wiederbelebungsversuche blieben ohne Erfolg. Ein hinzugerufener Arzt stellte den Tod fest. Die Leiche wurde polizeilich beschlagnahmt.

Eine Verkehrsfalle.

Begleitend berichteten wir über einen Unfall in der Greifswalder Straße, bei dem ein Kind durch einen Autobus der Linie 14 erfaßt wurde und tödliche Verletzungen erlitt. Ueber die Verkehrsverhältnisse in der Greifswalder Straße haben wir man folgendes festgestellt: Die eine Seite der Greifswalder Straße von der Hufeland- bis zur Eibinger Straße wird zurzeit asphaltiert und ist daher für alle Fahrzeuge gesperrt. Die Verkehrsordnung schreibt bekanntlich vor, daß der Wagenverkehr zweifelhafte ist, d. h. in diesem Fall: Fahrtrichtung Weisensee rechts, Fahrtrichtung Königstor links. Der gesunde Menschenverstand sagt sich nun, daß, wenn auf der einen Seite gebaut wird, der Verkehr auf der anderen Seite verkehrslos umgelegt wird. Dies ist auch in der Tat geschehen, nur gerade die gefährlichste Gattung der Fuhrwerke, die Autobusse, dürfen auf der sonst für den Verkehr nach der anderen Seite referierten Seite fahren. Run steht jeder, der an den Berliner Verkehr gewöhnt ist, beim Ueberfahren der Straße nur nach der einen Seite, und es ist zu verwundern, daß in diesem Teil der Greifswalder Straße nicht alle Tage derartige Unfälle vorkommen. Warum ist man nicht auf die einfache Lösung gekommen, die Autobusse ebenfalls durch die Hufelandstraße abzulenkten? Ist die Zeit der Fahrgäste, es handelt sich höchstens um eine bis zwei Minuten, so lohnbar, daß sie auch nur ein Menschenleben aufwiegt? Warum ist es andererseits möglich, die Autobusse Nr. 30 und 11, die sonst über die Kottbuser Straße fahren, in einem Umweg über die Reichensberger Straße und Mariannenstraße zu führen, um nur ein Beispiel anzugeben? Ueber die Greifswalder Straße verkehren außer mehreren Straßenbahnlinien drei Autobusse in kurzen Abständen, man kann sich also die Gefahren, denen die Anwohner der genannten Straße zurzeit ausgesetzt sind, vorstellen. Es ist noch zu bemerken, daß die Hufelandstraße und die anderen Straßen, die für die Umleitung in Frage kommen, ganz geringen Wagenverkehr haben.

Mehr Ordnung in den Wäldern der Stadt!

Gegen die Verschmutzung der Wälder Berlins will der Magistrat jetzt Schritte tun. Er will Papierkörbe aufstellen, die hoffentlich die nötige Beachtung finden werden. Damit die Bevölkerung sieht, daß auch zu ihrem Wohl etwas geschehen soll, wird weiter geplant, sie durch Aufstellung von Ruhebänken und Anbringung von Wegweisern zu erfreuen. Für das alles zusammen sollen 35 000 M. aufgewendet werden.

Der Lautsprecher auf dem Auto.

Der Großlautsprecher wird immer mehr ein Gegenstand des täglichen Bedarfs. Bald hier, bald dort soll er bei einer Veranstaltung seine Stimme ertönen lassen. Um Lautsprecher für solche Zwecke schnellstens bereitzustellen zu können, hat die Siemens u. Halske A.-G. Autos eingerichtet, die mit Lautsprechern und allen zu ihrem Betrieb nötigen Maschinen und Apparaten versehen sind, wie Stromlieferungsanlagen, Verstärkereinrichtungen, Besprechungsmikrophone usw. Zwei solcher Autos sind auf der Hüntausstellung zu sehen. Das eine, von der Größe eines normalen Möbelwagens ist mit Volkslautsprechern, Proloslautsprechern und Kiefernblatthaltern der Firma versehen. Auf dem Dach des Wagens befindet sich ein zusammenlegbarer Turm aus Stahlrohrkonstruktion, der es ermöglicht, den Lautsprecher bis zu einer Höhe von sechs Metern zu heben. Dieses Auto wird verwendet, wenn es sich um Wiedergabe von Musik und Vorträgen handelt. Eine Besprechungsecke befindet sich

im Innern des Wagens, die Sprechströme können aber auch von außen zugeführt werden. Außerdem ist am Wagen noch ein Antennenmast zur Aufnahme von Rundfunksendungen vorgesehen.

Das kleinere Auto ist mit Triebwerksaufspeichern ausgerüstet. Es wird verwendet, wenn es sich um Mitteilungen an einen größeren Kreis handelt, z. B. für Wahlpropaganda oder bei sportlichen Veranstaltungen.

Der Vorzug der neuartigen beweglichen Anlage ist, daß das Auto schnell nach dem Ort, wo es gebraucht wird, fahren kann und daß die Lautsprecheranlage in kürzester Zeit nach Ankunft des Autos betriebsbereit ist.

Ungewissheit über Filchner.

Schwierigkeit der Nachforschungen.

Zu einer Reuter-Meldung, nach der wahrscheinlich nicht die Filchner-Expedition, wie allgemein angenommen wurde, sondern eine amerikanisch-tibetische Reisegesellschaft in Tibet das Opfer eines Ueberfalls geworden sei, erfahren wir von zuständiger Seite, daß irgendeine amtliche Bestätigung dieser Nachricht der englischen Agentur bisher nicht eingelaufen ist. Das Auswärtige Amt hat alle in Frage kommenden Konsulate auf chinesischem und indischem Gebiet angewiesen, mit allen Mitteln Nachforschungen nach Dr. Filchner anzustellen, hat aber, ebenso wenig wie von den anglo-indischen Behörden in Kalkutta, bisher keinerlei Antwort erhalten. Bei der Schwierigkeit der Nachrichtenübermittlung in jenem Gebiet und in Anbetracht der dort herrschenden Unsicherheit kann es überhaupt noch außerordentlich lange Zeit dauern, bis authentische Meldungen vorliegen, es sei denn, daß die Expedition selbst inzwischen aus Tibet zurückkehrt oder daß andere Gesellschaften Mitteilungen über die dortigen Vorgänge machen könnten. Auf jeden Fall ist im Augenblick das Schicksal des deutschen Forschers und seiner Begleitgenossen noch völlig ungewiß, zumal man auch mit der Möglichkeit rechnen muß, daß Filchner sich eben jener in der Reuter-Meldung erwähnten Gesellschaft zum Schutz gegen drohende Bandenüberfälle angeschlossen hatte.

„Tischlein deck dich“ der Bühnenkünstler.

Die Leute von Brettl und Bühne wollen zeigen, daß sie nicht nur die Welt der Bretter beleben können, sondern daß sie neben ihren künstlerischen auch noch häusliche Talente besitzen. Zugunsten ihrer Wohlfahrtskasse haben Mitglieder der Deutschen Bühnengenossenschaft bei Tisch „Tische froher Stunden“ gedeckt. So hat Cornelis Bronsgeest einen Radiotisch gedeckt, indem er sämtliche Tischgeräte als Rundfunkgebrauchsgegenstände formte (weder schön, noch praktisch), der lustige Otto Reuter deckte einen „Bowlentisch“, Ellen Richter deckte den „Tisch der fünf Erbtische“ und so versuchte halt ein jeder mit Geschick und Humor das zu gestalten, was ihm am besten „legte“. Für diese redliche Mühe verdankt die Firma Tisch ihr reiches Vorrat der Bühnengenossenschaft, deren Treffer in allerhand schönen Sachen wie Landhäusern, Autos, Motorrädern, Pianos usw. bestehen. Man könnte glauben, die Menschheit hätte heute andere und wichtigere Sorgen, denn leider werden dertier immer mehr und mehr, die vom „ungedeckten“ Tisch speisen müssen, die das fehlende blütenrische Linnen nicht einmal allzu schmerzlich vermissen und schon höchst zufrieden sind, wenn ehbare Gemüße sich auf dem Tisch vorfinden. Den Schauspielern sei daraus kein Vorwurf gemacht. Nur möchte bei solchen Gelegenheiten ein Gedanke verwertet werden, der etwas mehr Existenzberechtigung verdient.

Die Ortsgruppe Wildau des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold beug am letzten Sonntag ihr zweites Gründungsfest. Mehrere auswärtige Kameradschaften unterstützten die Rundgebung nach besten Kräften. Schon am Sonnabend bekam Wildau einen hübschen Hadelzug zu sehen. Der Sonntagnachmittag brachte zunächst einen Umzug im Ort und später die eigentliche Rundgebung auf dem Schloßhof. Bei der Begrüßung teilte der Kameradschaftsführer mit, daß auch in Wildau die Reaktion die positive Arbeitsarbeit des Reichsbanners mit allen Mitteln zu unterbinden versuche. Nicht genug damit, daß Schwarzpöppel dem Reichsbanner das Kasino gesperrt habe, ist diese Gesellschaft dazu übergegangen, einem Pächter, der von Schwarzpöppel Land in Pacht

Die sparsame Hausfrau verwendet MAGGI^s Würze,

denn alle weiß, daß es nur weniger Tropfen bedarf, um dünnen Suppen, Fleischbrühe, Gemüsen und Soßen sofort einen kräftigen Wohlgeschmack zu geben. — Vorteilhaftester Bezug in großen, plombierten Originalflaschen zu RM 6.50.

— Man verlange ausdrücklich MAGGI^s Würze. —



hat, zu verbieten, die auf diesem Land befindliche Breiterbude dem Lambourtorps des Reichsbanners weiterhin als Liebungstanz zu überlassen! Das schändliche Vorgehen der Industriegewaltigen wird selbstverständlich die Arbeit der republikanischen Schutzorganisation weder beeinträchtigen noch verhindern! In keiner Festsprache geteilte der Landtagsabgeordnete Genosse Richter die Arbeit der Bürgerblutregierung in scharfen Worten.

Lüneburger Heide.

Die Poesie der Heide Landschaft übt auf viele Menschen, sensible, verschlossene Naturen, gewaltigen Zauber aus. Die Lüneburger Heide wurde in den letzten Jahrzehnten mit einem jener Gebiete Deutschlands, das von zahlreichen Dichtern und Komponisten in Wort und Musik verherrlicht, auf diese Weise eigentlich erst seinen Weg in den Interessentenkreis der breiten Öffentlichkeit fand. Interessant ist die Gegenüberstellung der begeisterten Schilderungen der Heide in letzter Zeit den Anschauungen früherer Epochen. Als Rhein und Mosel, Harz und Thüringen, Meeresstrand und Hochgebirge längt ihre Dichter gefunden hatten und gern aufgesuchte Reiseziele bildeten, war das Gebiet der Lüneburger Heide noch unbekannt und ungeachtet; weitvergessen und fernab von jedem Verkehr lag es da.

Wie unsäglich traurig und öde sich dieser Landstrich selbst in den Anschauungen gebildeter Kreise malte, geht aus zahlreichen Schilderungen hervor, die uns aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts überliefern sind. Zwar war Madame de Staëls Angabe, daß die Heide bevölkert sei, „par un peuple sauvage, nommé Heidsnucks“ als kurioser Vertum bekannt; in welcher sonderbarem Licht die Heide aber damals immer noch erschien, mögen ein paar Proben aus der Literatur jener Zeit beweisen. Selchom beschrieb 1823 in seinem Buch „Deutschland und seine Bewohner“ die „berühmte“ Lüneburger Heide als ein ödes trauriges Stück Land. „Man sieht nicht einmal — wie in Arabien — Beduinen herumirrenden, oder Pilger oder Karawanen durch die Wüste ziehen.“ Noch Platen mußte in Deutschland kein öderes, postleeres Stückchen Erde aufzufinden, als dieses... „Bellemont“ steht der Fremde still, der sie zuerst betritt, „als sei er plötzlich auf einen verödeten, ausgeföhrenen Planeten geworfen.“ In seinen „Skizzen und Bildern aus dem deutschen Vaterland“ findet Hobdier die Heide „im Sommer dürr und heiß, wie der Sand, auf dem sie wächst, so daß die Fußsohlen brennen.“ Rein Wunder, daß Dingeldey in den Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters (1842), der allgemeinen Anschauung folgend, keine Heidefahrt nicht anders erlebt. („Gelobt sei Gott! Wir sind in Lüneburg!“) Rein Wunder auch, daß noch in den fünfziger Jahren in einer vielgelesenen Familienzeitung nur von dem „öden Schweigen“ die Rede ist, das auf der rotbraunen Ebene der Lüneburger Heide ruht. Nie hörte sie das Rauschen eines Waldes, nie das Murmeln eines frischen Baches, nur „das Summen der Bienen über dem mannhohen Heidekraut“ trifft das Ohr des Wanderers.

Diese Proben mögen genügen, um die Einstellung jener noch gar nicht so fernem Zeiten der Heide gegenüber zu zeigen. Wir lesen sie mit Befriedigung und mit dem Gedanken an die seltsame Wandlung, die die Wertschätzung der Heide seitdem erlebt hat. Wenn man weiß, daß heute die Lüneburger Heide mit zu den meist aufgesuchten Gegenden Deutschlands gehört, so muß in der Tat ein ganz grundsätzlicher Wandel in den Anschauungen stattgefunden haben, denn die vielen, vielen Zehntausende, die alljährlich in die Heide kommen, würden kaum ein Gebiet aufsuchen, wie es in vorstehenden Literaturproben geschildert ist.

Eingeleitet und vorbereitet wurde dieser Wandel durch die Werke Morgensterns, Armer, Deslerens, Bracht, Bügel, um nur einige zu nennen, und Dichter und Schriftsteller wie Storm, die beiden Freudenthal usw. Vor allem ist hier aber (neben einer Reihe erfolgreicher Roman- und Erzählungsschreiber wie Spedtmann) Hermann Löns in die erste Reihe zu stellen, der wie kein anderer vor ihm und nach ihm das Hohenland der Heide gesungen hat.

Zweifellos hat auch die Gründung des jetzt 16.500 Hektar umfassenen Naturparks Lüneburger Heide, die der Rührigkeit und unermüdeten Tatkraft des kürzlich verstorbenen Pastors Wilhelm Bode zu danken ist, der Heide auch in den weiter entfernten Gegenden Deutschlands viele Freunde geschaffen. Was man einst niemals von der Heide erwartet hätte, das ist jetzt Tatsache geworden: aus dem verachteten Aschenbrödel wurde eine Schönheit.

Spätsommer an der Ostsee. Der Reichsbahn gebührt Anerkennung, daß sie, dem schönen Wetter Rechnung tragend, den üblichen Wochenendzug an die Ostsee abgehen ließ. Gut besetzt setzte sich der lange Zug schrittweise am Sonnabend um 1/3 Uhr nachmittags in Bewegung. Noch bei Tageslicht erreichte man die Ostseebäder und abends konnte man noch lange Zeit im Freien bei den Klängen der Kurmusik spazieren gehen. Auch am Sonntag entliefen die Ostsee nicht und bei strahlendem Spätsommerhimmel ging man ins Wasser. Es ist merkwürdig, daß trotz der günstigen Witterung die Kurorte fast vollständig ausgestorben sind. So sind die größten und bekanntesten Hotels auch fast alle schon geschlossen. Viel trug dazu wohl der fürchterliche Sturm bei, der am 26. August böse gehaust hat und dessen Folgen noch allenthalben zu sehen sind. In Heringsdorf zum Beispiel ist man noch immer mit dem Ausbessern der Brücke beschäftigt, und eine gestrandete Segelyacht liegt im Wasser und wartet darauf, gehoben zu werden. Auf der Chaussee sieht man viele entwurzelte Bäume und zerbrochene Telegraphenmasten. — Aber die See ist wieder klar und schön und hat vielen hundert Menschen Freude und Erholung gegeben.

Gegen das Reichshulgesetz lautet das Thema, über das Professor Paul Destrach in der Rundgebung der Freien Schulgemeinde Charlottenburg in der Aula Pestalozzistraße 40 am Dienstag, den 6. September, um 20 Uhr, sprechen wird.

Ein Haltestellenanzeiger in der Straßenbahn Aber nicht in Berlin!

Eine sehr zu begrüßende Neuerung, einen mechanischen Haltestellenanzeiger, hat die Leipziger Straßenbahnverwaltung in einem ihrer Rotormotoren probeweise einbauen lassen. Der in der Mitte des Wagens hängende Anzeiger wird von dem Schaffner mittels eines besonderen Zugriemens leicht bedient; schon nach dem Verlassen einer Haltestelle wird durch einen Zug an dem Riemen den Fahrgästen bereits die nächste Haltestelle angezeigt. Es ist eine durchaus praktische und dem Publikum weit entgegenkommende Neuerung, die sicherlich großen Anklang finden wird. Die Berliner Straßenbahngesellschaft fände für eine ähnliche Einrichtung wohl auch ein dankbares Publikum, namentlich in den Wintermonaten, wo eine schnelle Orientierung oft nicht leicht möglich ist. Ganz besonders würde das Ein- und Aussteigen durch einen solchen Haltestellenanzeiger beschleunigt werden können.

Die Internationale des Verkehrs.

Die Deutsche Reichsbahngesellschaft, die kürzlich in Stuttgart ein eigenes Hotel in Betrieb genommen hat, hat nunmehr auch im Hauptbahnhof zu Weuthen in Schlesien etwa 40 modern eingerichtete Hotelzimmer der Öffentlichkeit übergeben.

In Oesterreich will man mit englischem Geld etwa 40 Mittelstandshotels bauen und hat für die Errichtung bereits einen detaillierten Plan ausgearbeitet. Das Projekt ist eine Ergänzung der Pläne, die unter Führung des Industriellen Arthur Krupp fünf große Hotels in Oesterreich errichten wollen, für die ebenfalls englisches Geld bereitgestellt werden soll.

Das bekannte Café Kumpelmann in London hat seine Tore geschlossen und ist in Liquidation getreten. Das Unternehmen, das den gleichen Namen wie die bekannte Geschäfte in Paris, Nizza, Monte Carlo und Berlin trägt, hat während des Krieges den Besitz gewechselt und ist anscheinend nicht in Hände geraten, die so erfolgreich wirtschafteten, wie es die Inhaber der weitbekannteren Unternehmungen desselben Namens in den angegebenen Orten tun.

In Ungarn bemüht man sich, den Fremdenverkehr wieder ins Land zu bringen und hat zu diesem Zweck auch das Golfspiel in den Dienst der Fremdenwerbung gestellt. In der Nähe des Sanatoriums in Sillafured ist ein großer Golfplatz geschaffen worden mit einer Einrichtung, die ihn den drei bisher bestehenden großen Plätzen in Europa gleichberechtigt an die Seite stellt. Man legt die Hoffnungen besonders auf Amerikaner und Engländer, die bekanntlich begeisterte Anhänger des Golfspiels sind.

In amerikanischen Zeitungen wird darauf hingewiesen, wie stark das Hotelgewerbe durch die Erregung geschädigt wird, in der sich die Deffektivität wegen der Hinrichtung von Sacco und Bonzetti befindet. Die Bombenattentate haben in mehreren Fällen dazu geführt, daß große Hotels in kürzester Zeit von ihren Gästen verlassen wurden.

Selbstmord durch Starkstrom.

Auf sonderbare Weise endete der 24jährige Stellmacher Ernst Reubert aus Oberdorf-Romstau. Er stieg auf einen Baum, dann sich einen Messingdraht um die Hand, befestigte am anderen Ende einen Stein, warf ihn über die vorüberführende Starkstromleitung und war offenbar sofort tot. Als man ihn aufsand, war die Hand gänzlich verfault.

Trier verbreitert seine alte Römerbrücke.

Die Stadterordnetenversammlung beschloß in ihrer letzten Sitzung, die uralte Römerbrücke über die Mosel aus Verkehrs- rücksichten erheblich zu verbreitern. Es ist Vorfrage getroffen, daß das heutige Brückenbild, das eine Perle der Stadt Trier ist, möglichst (!) erhalten werden kann.

Der geheimnißvolle Photoapparat.

Der Aberglaube bosnischer Frauen führte in Travnik zu einer Herzensfolge, deren Opfer eine Engländerin war, die sich dort zum Besuch einer Freundin aufhielt. Bei einem Spaziergang im Walde wurde die Fremde von einer alten Bäuerin beobachtet, wie sie mit ihrem Photoapparat Aufnahmen, vor allem auch von einheimischen Kindern, machte. Die Alte eilte ins Dorf und alarmierte die übrigen Frauen mit der Angabe, daß sich im Walde eine Here herumtreibe, die ihre Kinder verhexen wolle. Zahlreiche Frauen fielen mit Stöcken über die Engländerin her und verletzten sie schwer. Die „Hexe“, die nicht ferbisch konnte, vermochte sich mit den Frauen nicht zu verständigen. Die Behörden haben zehn der Frauen festgenommen.

Rose-Theater: Die Frau ohne Kuß. Daß man sich immer wieder freut, alte Bekannte wiederzutreffen, bewies der ehrlich- stürmische Applaus, den man der „Frau ohne Kuß“ bei ihrem Einzug ins Rose-Theater entgegenbrachte. Dieses Lustspiel von Gelsana, vor mehreren Jahren im Schillertheater, Charlottenburg, mit Mady Christians und Paul Heidemann in den Hauptrollen uraufgeführt, wird hier — stark volkstümlich aufbereitet — zur richtig- gehenden Posse mit allerhand derb-lustiger Situationskomik. Die in der Welt der Operette allseitig beliebte, weil erfolgreiche Schein- ebe beweist auch hier wieder ihre bewährte Zugkraft. Lotte stellt sich dem Herrn Chef zur Beschleunigung seiner Karriere als Pseudo- Gattin zur Verfügung. Schlecht, wie die Weiber schon einmal sind, ärgert sie sich mächtig in der Fittlerepöche. Sie rächt sich durch ausgiebige Pöuffade mit allem Männlichen, das ihr über den Weg läuft, solange, bis der Herr Gemahl mit der langen Leitung sich endlich seiner Rechte und Pflichten erinnert und die Kleine auf ewig in seine Arme schleift. Gespielt wurde mit viel Humor, bloß tritt

das gefangliche Moment fast gänzlich in den Hintergrund. Und es gibt doch so viele engagierten Sängern mit Stimme. Die gehört nun mal zur Singerei. Herzenskinderin Lotte (Erna Boeme) war stimmlich und darstellerisch sehr nett, die geknickte Männlichkeit, der Herr Gemahl (Hans Kofe), ein edler Perferprinz (Karl Süllich) und noch zwei weitere Kandidaten boten ebenfalls gute Leistungen.

Georg Wehnacht gestorben. Am Alter von 68 Jahren verstarb am 2. September Genosse Georg Wehnacht, dessen Name mit der Berliner Parteibewegung eng verknüpft war. Als ehemaliger Gastwirt war sein Pösal in der Neuen Grönftraße 15 lange Jahre hindurch die einzige Zuflucht der Genossen des alten Berliner Reichstagswahlkreises, der bis zum Zusammenbruch durch einen bürgerlichen Abgeordneten im Reichstage vertreten war. — In den letzten Jahren konnte sich Genosse Wehnacht nicht mehr aktiv an der Parteiarbeit beteiligen. Bis zu seinem Ende bewahrte er der Partei eine aufopfernde Treue. — Die Einäscherung findet am Mittwoch, dem 7. September, 17 Uhr, im Krematorium Gerichstraße statt.

Die achte Ausstellung „Nadel und Schere“, über die wir schon berichtet haben, hat infolge ihrer Vielseitigkeit eine sehr günstige Aufnahme bei den zahlreichen Besuchern gefunden. Die Ausstellung ist noch bis heute abend 10 Uhr geöffnet.

Das Sprengunglück bei Kassel.

Die amtliche Untersuchung.

Kassel, 5. September. Nach der amtlichen Untersuchung steht fest, daß die Sprengstoffladung im Gewicht von 1850 Kilogramm auf dem Basaltbruch bei Zimmerode bereits am Freitag in den beiden ersten Kammern des sechzehn Meter tiefen Sprengstollens untergebracht worden war. Von der etwa 90 Mann starken Belegschaft des Betriebes waren zwei Schichtmeister und neun Mann mit dem Zumauern der Sprengstoffkammern beschäftigt. Diese Augenzeugen sind sämtlich tot. Die Vorkehrungen für die elektrische Sprengung waren nicht getroffen, da die Sprengung selbst erst am nächsten Tage stattfinden sollte. Der kleine Rest von Patronen wurde in ordnungsgemäßer Beschaffenheit vorgefunden. Offenes Licht ist in dem Stollen offenbar nicht verwendet worden. Die elektrische Zündmaschine war noch nicht angeschlossen. Infolgedessen ist über die Ursache der Katastrophe bisher keinerlei Feststellung möglich gewesen. Die in den nächsten Tagen auszuführenden Aufräumungsarbeiten, die vielleicht neue Anhaltspunkte ergeben werden, erfordern große Vorsicht, da vielleicht die eine Sprengstoffkammer noch gefüllt ist. Da an der Außenwand an der fast vierzig Meter hohen Abbaumwand zahlreiche Felsstücke gelockert sind, wird man diese zunächst entfernen müssen. Es ist Vorfrage getroffen, daß jede Spur, die auf die Ursache des Unglücks hindeuten könnte, mit besonderer Sorgfalt gesammelt wird. Von den elf tödlich Verunglückten sind nur drei als einigermaßen erkennbare Leichen geborgen, außerdem wurden zahlreiche einzelne Leichenteile gesammelt. Soweit die Angehörigen nicht die Beerdigung der Leichen vornehmen wollen, wird die Beisegung der Reste in einem gemeinsamen Grabe am Michaelsberg am Dienstag vormittag im Beisein der Vertreter der Behörden erfolgen.

Keine Nachricht von St. Raphael.

Vielleicht bei Labrador niedergegangen.

London, 5. September. Nach den letzten Meldungen aus Neu-Fundland sind bis jetzt noch keine Nachrichten über das Flugzeug „St. Raphael“ eingetroffen. Man hält es jetzt nur noch für möglich, daß die Flieger vollständig nach Norden abgetrieben wurden und daß sie inmitten einer Flottille der Walfischfänger bei Labrador niedergehen mußten, in welchem Falle erst in einigen Wochen nachrichten zu erlangen wären.

Die Weltflieger in Indien.

Das Flugzeug „Stolz von Detroit“ ist, wie uns aus London gemeldet wird, am Sonntag vom Persischen Golf nach Indien aufgestiegen und dort noch am gleichen Tage in Karachigelandet. Gestern sind die Flieger nach Allahabad weitergefliegen.

Fallschirmpilot Triebner tödlich abgestürzt.

Altenburg, 5. September.

Auf dem Altenburger Flugplatz fanden Flugvorführungen statt, bei denen auch das Ehepaar Triebner wieder Fallschirmabsprünge zeigen wollte. Während Frau Triebner mit ihrem Fallschirm gut zu Boden kam, öffnete sich der Fallschirm ihres Mannes nicht vollständig. Triebner stürzte tödlich ab und starb kurz darauf.

Die erste Vogelwarte des deutschen Binnenlandes. Die süddeutsche Vogelwarte wird in dem Hause des Dichters Johj Viktor von Scheffel auf der Halbinsel Mettnau am Bodensee ihre umfangreiche Sammlung ausstellen. Dieses Museum der Vogelkunde wird etwa 6500 Vogelbälge und 4500 Vogelsterbe enthalten. In Verbindung mit dieser Sammlung ist beabsichtigt, auf der Mettnau eine süddeutsche Vogelwarte im größten Maße zu errichten. Diese Vogelwarte wird die erste des deutschen Binnenlandes sein.

Wetterbericht der öffentlichen Wetterdienststelle für Berlin und Umgegend (Nachtr. verb.) Vormorgens härter bewölkt, sonst meist heiter. Temperaturen wenig verändert. Keine oder nur unbedeutende Niederschläge. — Für Deutschland: Bewölkt der Ober zeitweise stärker bewölkt, aber nur unbedeutende Regenfälle. Ostlich der Ober noch größtenteils heiter, überall Temperaturen wenig verändert.

MOSLEM-RAUCHER!

Bekanntmachung!

Neben der in Deutschland meistgerauchten 3/4 Zigarette MOSLEM bringen wir neuerdings eine Zigarette von großem, starkem Format und vorzüglicher Qualität, zum Preise von 4,- unter der Bezeichnung MOSLEM EXTRA in den Handel.



odam

Betriebsräte klagen an!

Ein Kartellskandal. — Stillelegung, weil zu billig produziert und verkauft wird!

Lieber Gesundheit und den Bestand der gegenwärtigen Konjunktur macht man sich in Deutschland mit Recht einige Sorgen. Auch das Reichswirtschaftsministerium macht sich Sorgen, wie es durch sein erfreulich energisches Vorgehen gegen die immer wiederholten Preiserhöhungsanträge der Schwerindustrie bewiesen hat. In der vorarbeitenden Industrie kann das Reich sich nur gegen den Mißbrauch der Kartellgewalt wenden. Soll die Konjunktur aber dauernden Nutzen stiften, so besteht das höchste Interesse daran, daß auch hier die Preise und die Produktionskosten niedrig gehalten werden. Obgleich nicht das ganze Ausland schon über Deutschland die Achsel, weil es bei niedrigeren Löhnen im Weltdurchschnitt in den meisten Fällen höhere Preise hat. Jeder Mensch weiß, daß hierfür die Uebermacht der Kartelle verantwortlich ist und daß es eine Schicksalsfrage für Deutschland ist, daß das anders wird.

Immerhin könnten einige Industrien, die zwar kartelliert, aber doch nicht voll beschäftigt sind, zur Tiefhaltung der Preise und Produktionskosten beitragen. Dazu gehört auch die Kugellagerindustrie, die in der

Deutschen Kugellager-Konvention

zusammengeschlossen ist und unter der Führung des Rüdner- und des Norma-Konzerns steht. Diese Spezialindustrie und ihr Kartell hält aber nicht nur systematisch die Preise hoch, sie scheut auch keine Gelder, die Produktionskosten der von ihr bedienten Fertigungsindustrie noch zu erhöhen. Wie die Konvention das macht, dafür soll das folgende Schreiben des Gesamtbetriebsrats der Berliner Kugellagerfabrik A. Riebe, Berlin-Weißensee, zeugen, das wir im Wortlaut abdrucken.

Notruf und Verwahrung des Gesamtbetriebsrats.

Einen weiteren Beitrag, wie der deutsche Kapitalist die Hebung der Volkswirtschaft aufhält, liefert die Stillelegung dieses blühenden Werkes. Bei Uebernahme der Firma durch August Riebe im Jahre 1921 zählte die Belegschaft ungefähr 30 Mann. Diesen kleinen Betrieb machte der Betriebsdirektor Richterberg mittlerweile zu einem der rentabelsten Betriebe innerhalb der Kugellagerindustrie. Er holte sich alte erfahrene Spezialisten aus der Kugellagerindustrie und hob weiter durch Verbesserung der Produktionsmittel den Umsatz und damit die Arbeiterzahl von Monat zu Monat. Auch die Arbeiterschaft war in zunehmendem Maße daran beteiligt, indem sie, auch durch das anerkannteste Entgeltenskommen des Betriebsdirektors in der Lohnfrage, ihr Außerstes an Arbeitskraft hergab. Die Berliner Kugellagerfabrik war mittlerweile mit Aufträgen so überhäuft, daß trotz des Dreischichtensystems die Arbeit nicht termingerecht erledigt werden konnte.

Trotz oder infolge dieser äußersten Ausnutzung der Produktionsmittel und der Arbeitskraft war es der DRK, möglich, ihre Fabrikate teilweise zu billigeren Preisen als den von der Konvention festgesetzten zu verkaufen. Das Unterbieten dieser Preise wurde jedoch der DRK, und damit der Belegschaft, von der viele von Anfang an den Aufstieg mitgemacht haben, zum Verhängnis. Die in der Konvention vereinigten Firmen wünschten, diesen gefährlichen Konkurrenten loszuwerden. Ihr Wunsch ging dann auch schnell in Erfüllung. Persönliche Differenzen zwischen den Inhabern der Firma, Herrn Riebe und Herrn E. Krämer, begünstigten zudem das Vorhaben der Konvention. So wurde eines Tages überraschenderweise der Verkauf des Wertes an die Konvention bekannt. Daß bei diesem Verkauf Herr Riebe und sein Schwiegersohn nicht schlecht abgeschnitten haben, beweist, daß sie sich, wie bekannt, verpflichtet haben, innerhalb eines längeren Zeitraumes keine Betätigung im Kugellagerfach auszuüben. Da sie sich lang- und langlos in den wohlverordneten Ruhestand zurückgezogen haben, kann man auch hier wieder feststellen, daß das Wohl und Wehe der bräutlos gewordenen Belegschaft dem Kapitalisten durchaus gleichgültig ist, wenn er nur gefüllte Taschen hat.

Das Auffallende ist nur der Umstand, daß plötzlich die DRK, nicht rentabel sein soll, was das Gegenteil durch den Werdegang dieser Firma bewiesen ist. Merkwürdig war auch das Verhalten der Käufer, die den Betrieb vor dem Kauf nicht einmal besichtigt haben, ihre guten Gründe also dazu hatten, die Sache im Saal zu kaufen. Soweit wir übersehen können, belief sich der monatliche Umsatz auf 300 000 bis 400 000 M., was also beachtenswert ist. Daß die Rückschlüsse im Jahre 1925, die so manchen Betrieb zum Ruin führten, die Fortführung der DRK, nicht verhindern, beweist weiter, daß der Betrieb ein sehr lohnender war. Die Behauptung, das Wert wäre unrentabel, ist eine Irreführung der Öffentlichkeit. Oder

sollte damit die kürzlich eingetretene Erhöhung der Kugellagerpreise begründet werden?

Wir bringen in diesem Notruf die Frage zum Ausdruck, ob der Staat, dem auf diese Weise die Steuern von 600 Staatsbürgern verloren gehen, für diesen trassen Vorgang kein Interesse hat. Sollte es kein Mittel geben, Kapitalisten, die systematisch die Interessen der gesamten Volkswirtschaft so offensichtlich mit Füßen treten, an diesem schädlichen Tun zu verhindern?

Die Betriebsräte der Berliner Kugellagerfabrik A. Riebe, Berlin-Weißensee.

Dieses Schreiben spricht in jedem Satze für sich selbst. Dem Gesamtbetriebsrat der betroffenen Firma ist sein Vorgehen nicht nur durch die Rücksicht auf seine Arbeitskollegen diktiert, er handelt im besten Sinne seiner verfassungsmäßigen Pflicht, der Produktion zu dienen und aus hohem volkswirtschaftlichen Bewußtsein. Schon ist die Belegschaft des blühenden Betriebes, weil die Konvention die Zuteilung der Aufträge droffelt, von 600 auf 417 Mann herabgesetzt, ununterbrochen folgen weitere Entlassungen, der Gewerberat erklärt sich für machtlos. Seit dem 26. August ist die Liquidation der Firma beschlossene Sache!

Sabotage der Rationalisierung.

Mag es so sein, daß die Besitzer von Produktionsmitteln ihre Fabrikten verkaufen dürfen, wann und wem sie wollen. Man kann niemanden zwingen, wenn er Geld genug hat, mit dem Gelde den Unternehmer zu spielen. Mag es so sein, daß mit der Erstigung der Kartelle gerechnet werden muß, weil kein Gesetz, kein Richterpruch sie verbietet, obwohl kein Gesetz sie grundsätzlich zugelassen hat. Mag es sein, daß keinerlei Pflicht der Kartelle besteht, den Rationalisierungsprozeß in Deutschland, die Verbilligung der Produktion zu fördern. Mag es endlich auch sein, daß ein solches Vorgehen der Kartelle keine Seltenheit ist, sondern leider häufig genug vorkommt. Die Kugellager-Konvention hat ja auch nicht nur im Berliner Falle so gehandelt, sondern auch in zwei anderen Fällen in Hessen und im Rheinland!

Ungelesene Gesetze.

Aber es besteht ein ungelesenes Gesetz für das Reichswirtschaftsministerium, besonders in den jetzigen Zeiten und angesichts der noch keineswegs gesicherten Zukunft der deutschen Wirtschaft, mit solcher bewußten Zerschlagung von Produktionskapital, solcher bewußten Verteuerung der Preise und Produktionskosten, mit solcher bewußten Sabotage des Rationalisierungsprozesses, für den auch die brave Belegschaft des Berliner Wertes Opfer gebracht hat, Schluß zu machen. Es ist Kartellmißbrauch im gefährlichsten Sinne, wenn Kartelle selbst zu Unternehmern in dem Sinne werden, daß sie über den Markt hinaus erwerbend und stilllegend in die Produktion eingreifen, wie es in diesem Falle geschehen ist, wo das hohe Verantwortlichkeitsbewußtsein der Betriebsräte, nachdem die Inhaber und das Kartell dieses Bewußtsein nicht aufbringen, sich empören gegen eine volkswirtschaftliche Freveltat! Sollte es keine Mittel geben, Kapitalisten, die systematisch die Interessen der gesamten Volkswirtschaft so offensichtlich mit Füßen treten, an diesem schädlichen Tun zu hindern? so müssen auch wir fragen, so fragt mit uns die gesamte Arbeiterschaft, so fragt mit ihr jeder wirtschaftlich denkende Mensch, der noch einen Funken von Verantwortungsgefühl für die Gesamtwirtschaft im Leibe hat.

Zu guter und billiger Qualitätsarbeit hat der Reichsverband der deutschen Industrie in diesen Tagen in Frankfurt ausgerufen. Der Herr Reichswirtschaftsminister hat diesen Appell freudig begrüßt und die Unterstützung des Staates zugesagt. Hier, und nicht in diesem Falle allein, wird durch Kauf und Stillelegung nicht nur die Erzielung der besseren Qualität bewußt sabotiert, sondern für schlechtere Technik werden durch unwürdige Mittel noch höhere Preise gemangelt. Und es geht hier um ein System! Betriebsräte eines kleinen Wertes haben einer allgemeinen volkswirtschaftlichen Notwendigkeit mutigen Ausdruck gegeben!

Was gedenken Sie zu tun, Herr Reichswirtschaftsminister?

Der Reichselektrizitätsplan.

Gefahren der Ressortpolitik. — Zusammenarbeit und Verständigung.

Es ist lange bekannt, daß sich die Reichsregierung mit einem Großplan für die einheitliche Bewirtschaftung der Elektrizität im Deutschen Reich beschäftigt. Die Öffentlichkeit hat aber von den Absichten der Reichsregierung sehr lange nichts gehört. Es wirkt deshalb wie eine Ueberraschung, daß das Reichswirtschaftsministerium jetzt davon Mitteilung macht, daß gemeinsame Vorarbeiten zum Abschluß gebracht werden, und wir glauben hinzufügen zu können, daß die Pläne schon weiter gediehen sind, als es diese Mitteilungen erkennen lassen.

Danach ist der Beschluß vom vorigen Winter, auf Grund der von den einzelnen deutschen Wirtschaftsbezirken eingeleiteten Vorarbeiten über die voraussichtliche Entwicklung des Elektrizitätsablaufes einen Gesamtüberblick über die künftige Elektrizitätsversorgung Deutschlands zu erlangen, durchgeführt worden. Die Sachverständigenberichte sind im Reichswirtschaftsministerium entweder schon eingegangen oder werden unmittelbar erwartet. Der Wirtschaftsminister hat Ostarr. Müller und den Geheimen Baurat a. D. Felix Bloch um die Auswertung des Materials und die Herstellung eines Gesamtüberblicks gemeinsam mit dem Ministerium gebeten.

Zunächst dürfte es bedauerlich sein, daß nur zwei Techniker, einen so großen Ruf sie auch haben, mit der Auswertung der Gutachten beauftragt worden sind. Der große Einfluß der Privatwirtschaft auch auf öffentliche Elektrizitätsinteressen, der zum Teil unterirdisch ist, ist bekannt, und es wäre deshalb sehr zweckmäßig gewesen, wenn nicht nur Techniker, sondern auch sachverständige Kaufleute und Volkswirte, vor allen Dingen aber auch Vertreter der großen Gemeinbewerte, denen der äußerst entwicklungsfähige Massenabfah an die Kleintonsumenten nahe liegt, hinzugezogen worden wären. Es ist zu hoffen, daß das noch geschehen kann und wird.

Bei dieser Gelegenheit ist auch auf eine andere nicht mehr zu umgehende Notwendigkeit hinzuweisen. Preußen und das Reich haben bisher viel mehr, obwohl beide öffentliche Interessen wahrzunehmen haben, gegeneinander als miteinander gearbeitet. Den Vorteil davon hat ausschließlich das Privatkapital, das nicht nur in den letzten Monaten bei allen Gelegenheiten sich äußerst rührig bewiesen hat, sondern auch, woran kein Zweifel sein kann, die Gegensätze zwischen Preußen und dem Reich zur eigenen Machtausdehnung benutzen konnte. Öffentliche und privatkapitalistische Interessen stehen aus der Natur der Tatsachen heraus im Gegensatz. Die öffentlichen Interessen, damit aber auch das gesamtwirtschaftliche Interesse, müssen leiden, wenn der Ressortkrieg in der Elektrizitätsfrage fortbauert wie bisher. Gelegenheiten zur Verständigung dürfte es mehr als genug geben, und in bestimmten Gebieten wird das Zusammenwirken der öffentlichen Stellen schon in der allernächsten Zeit zur gebieterischen Notwendigkeit. Für eine Verständigung ist es deshalb höchste Zeit, soll nicht das Gesamtwerk darunter leiden.

Ostfiedlung und Bodenreform.

Eine Antwort auf die Haus- und Grundbesitzer-tagung in Bremen.

Der Bund Deutscher Bodenreformer hat am 3. und 4. September in Riegnitz eine Tagung abgehalten, die durch das Hauptthema „Die Rot der Ostmark, Siedlungswille und Siedlungswege“ ihr besonderes Gepräge erhielt. Den Kernpunkt der Rede Damaschkes bildete seine Entgegnung auf den in der Presse des Haus- und Grundbesitzes immer wieder gegen die Bodenreformer erhobenen Vorwurf, sie hielten den Eigentumsbegriff aus.

Damaschke stellte dem nach dem Urteil des Führers der Haus- und Grundbesitzer, Professor Bredt, jakobinischen Eigentumsbegriff der Haus- und Grundbesitzer den „lebendigen, deutschrechtlichen, sozialen“ Eigentumsbegriff der

Bodenreformer gegenüber, den das Volk durch die Annahme der Artikel 153 und 155 der Reichsverfassung gutgeheißen hat. Ungewöhnlichen Eindruck erzielte Genosse Max Simon als Vertreter der sozialdemokratischen Fraktion des Preussischen Abgeordnetenhauses und Genosin Anforge als Vertreterin der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion. Unsere Partei trat außerdem durch entschiedene Ansprachen von Vertretern der freien Gewerkschaften, Kriegsschädigten und anderen in Erscheinung.

Der preussische Landtagsabgeordnete Bischoff schildert den Mangel an Menschen in den östlichen Gebieten, das Fehlen von Verkehrsmitteln, kulturellen Einrichtungen, und gab geradezu überraschende Zahlen über die zunehmende Verödung des deutschen Ostens. Seine Ausführungen ergänzte Dr. Köblich durch einen Lichtbildervortrag. Der Bevölkerungsrückgang betrage besonders in den Landgemeinden der Grenzzone mehr als 20 Proz. der bauerlichen Bevölkerung von 1871. Für die Siedlung kämen in erster Linie Bauernsöhne und Angehörige des Landarbeiterstandes in Betracht, deren wirtschaftliche Existenz durch billige langfristige Kredite und Steuernachlässe zu erleichtern sei. Patrimonialbesitz sei in Schlesien viel mehr vorhanden als es nach den üblichen landwirtschaftlichen Betriebsbedingungen der Fall zu sein scheint. Deswegen sei eine Eigentumsstatistik des landwirtschaftlichen Besitzes ebenso dringend erforderlich wie der Ausbau des Verkehrsnetzes und die planmäßige Einrichtung und Förderung ländlicher Wohlfahrts-, Bildungs- und Kulturanstalten. Die bisher von Reich und Staat geleistete „Hilfsleistung“ habe sich für Schlesien und auch für andere Ostprovinzen als unzureichend erwiesen.

Johannes Lubahn, der Leiter des Heimstättenamtes der deutschen Beamtenschaft E. B. sprach in einer Beamtenversammlung über das „Beamtenheimstättengesetz und seine Durchführung“. Das Gesetz ist am 18. Juni dieses Jahres vom Reichstag mit sehr großer Mehrheit angenommen worden. Der Redner wies darauf hin, daß der Erfolg des Gesetzes von den Ausführungsbestimmungen abhängt, die in kürzester Zeit zu erarbeiten seien. Nachdem es dem Heimstättenamt gelungen sei, 3500 abgebaute Beamte in Heimstätten unterzubringen, sei zu hoffen, daß durch das Beamtenheimstättengesetz ein großer Teil der aktiven Beamten in Heimstätten untergebracht werden können.

Die große Versammlung nahm eine Entschließung an, womit ein besonderer Staatssekretär für die Aufgabe der Ostfiedlung gefordert wird, der mit weitestgehenden Vollmachten ausgerüstet ist.

Konsumvereine als Preisregler.

Uns werden zwei weitere Fälle bekannt, in denen die Initiative unserer Konsumvereine in vorteilhafter Weise preisregulierend wirksam geworden ist. Der Konsumverein für Frankfurt a. M. und Umgegend setzte durch Vereinbarungen mit der Osthafenmolkerei den Milchpreis herunter, worauf die Milchhändler folgten. Die Senkung belief sich im Durchschnitt auf 2 bis 3 Pf. In der Stadtverordnetenversammlung vom 25. August wurde das Vorhaben des Konsumvereins mit Dank anerkannt. — Einen noch größeren Erfolg erzielte der Konsumverein für Königsmberg und Umgegend (Preußen) für den Preis von Vitaminmilch, die als Säuglingsnahrung auf der preussischen Domäne Wobau bei Königsmberg hergestellt wird. Da der Vertrieb klapperte, nahm der dortige Konsumverein ihn als neuen Geschäftszweig auf. Die Verteilungstellen geben seitdem die Säuglingsmilch zum Preise von 30 Pf. ab, nachdem sie bisher 45 Pf. je Liter kostete! Der Konsumverein ist damit zum Alleinverkäufer der Vitaminmilch geworden.

Eine begrüßenswerte Gründung ist die Schaffung eines Forschungsinstituts für Sparkassen und kommunales Kreditwesen, die der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft in Berlin angegliedert werden wird. Das Institut wird vom Deutschen Sparkassen- und Giroverband unterhalten werden, nachdem, wie mitgeteilt wird, die finanzielle Interessierung des Deutschen Städtetages ohne Erfolg geblieben sei.

Der Augustabschluß des Deutschen Kalkulationsb. m. b. H. betrug 845 482 Doppelzentner Reinkaffee gegen 1 019 350 Doppelzentner Reinkaffee im gleichen Monat des Vorjahres. Der Abfall in den ersten vier Monaten (Mai bis August) des laufenden Düngejahres beträgt 2 993 442 Doppelzentner Reinkaffee gegen 3 131 343 Doppelzentner Reinkaffee in den ersten vier Monaten des Düngejahres 1926/27. Der Abfall in den ersten acht Monaten des laufenden Kalenderjahres beträgt 5 883 168 Doppelzentner Reinkaffee gegen 7 899 122 Doppelzentner Reinkaffee in den ersten acht Monaten des Kalenderjahres 1926.

Sichere Kundshaft. Die Barmer Maschinenfabrik H. G. gehört zu den wenigen Inflationsgründungen, die nicht nur ohne Schwierigkeiten durch die Stabilisierungskrisse hindurchkamen, sondern darüber hinaus jedes Jahr hohe Gewinne abwerfen konnten. Diese in der Maschinenindustrie seltene Erscheinung findet allerdings bei näherer Betrachtung des dem Unternehmen nachstehenden Großkapitals eine einfache Erklärung. Das nur 1,0 Millionen Mark betragende Aktienkapital befindet sich in Händen des Glanzstoffkonzerns und der holländischen Kunstseidefabrik Enka. Bei der sprunghaften Entwicklung in der Kunstseideindustrie konnte daher das Unternehmen, das speziell Textilmaschinen herstellt, von seinen hohen Gönnern laufend mit Aufträgen versehen werden. So wurde bereits in den beiden Vorjahren sechs und zehn Prozent Dividende verteilt. Auch für das am 31. März beendete Berichtsjahr wird bei einem von 1,75 auf 2,0 Millionen Mark erhöhten Rohgewinn und einem Reingewinn von 170 000 M. eine Dividende von 10 Proz. gezahlt. Durch die fortgesetzten Betriebsausbauten, die aus eigenen Mitteln durchgeführt wurden, ist die Bilanz ziemlich gespannt. Zwar sind die laufenden Verpflichtungen von 1,56 auf 1,86 Millionen Mark gemindert worden, übersteigen jedoch noch die gesamten Forderungen einschließlich Vorräte um dreißig Prozent. Wie der Geschäftsbericht erwähnt, ist der Beschäftigungsgrad zurzeit sehr günstig und der gesteigerte Bedarf machte weitere Ausbauten des schon auf das modernste eingerichteten Werkes Lemmer erforderlich.

Steigender Alkoholkonsum. Neben einem zunehmenden Bierverbrauch ist auch, wie der Geschäftsbericht der Wintelhausen-Werke H. G. Magdeburg, feststellt, ein ständiges Ansteigen des Branntweinkonsums in Deutschland zu bemerken. Für das Spritkapital ist diese Tatsache natürlich sehr erfreulich. So ist auch die Verwaltung der Wintelhausen-Werke in der Lage, nach den dividendenlosen Abschluß des Vorjahres jetzt ihren Aktionären 6 Proz. Dividende auszuzahlen. Die Betriebsgewinne konnten von 1,0 auf rund 1,4 Millionen Mark gesteigert werden und der Reingewinn von 219 000 M. ist fast siebenmal so hoch wie im Vorjahr. Dabei erhielten die Grundstücks- und Gebäudeanlagen, sowie die Betriebsrichtung und der Wagenpark erhebliche Zugänge aus laufenden Betriebsgewinnen in Höhe von über 140 000 M. Die Waren- und Wirtschaftskreditkonten konnten von 2,5 auf 1,7 Millionen Mark ermäßigt werden. Dem verhältnismäßig geringen Anwachsen der Vorräte von 2,9 auf 3,1 Millionen Mark steht eine mit 1,37 Millionen Mark fast verdoppelte Schuld an die Reichsmonopolverwaltung für noch nicht bezahlte Rohstoffe gegenüber, wodurch sich die Gesamtverpflichtungen der Gesellschaft auf über 3 Millionen Mark erhöhen.

Der Landstreicher.

Erzählung von W. Kochanowski.

Grunew-Grunewitzki, Agent zum Vertriebe der Druckwerke des Koperativverlages „Kellame“, beschloß, der Crisparnis wegen, von der Station aus zu Fuß zu gehen. Sechs Werkst Begees wollten für den gefunden, fatten Mann nicht sonderlich viel bedeuten.

Am Ausgange der Stadt, wo die Luft bereits reiner und kühler wehte, trat er in einen Bierauschank und trank eine Flasche Bier. Hinterher bereute er es, er hätte nicht trinken sollen — er hätte fünfunddreißig Kopelen gepart plus zwei Rubel für den Wagen — in Summa 2 Rubel 35 Kopelen. Es verdroß ihn dieses Mal um so mehr, als das „Geschäft“ nicht besonders gut gewesen war. Er hatte um 150 bis 120 Rubel zu wenig erhandelt. Doch bald tröstete er sich: es ging ihm trotzdem ganz gut. Man darf Gott nicht erzürnen.

Im Walde, den der kurz vorher gefallene Regen erfrischt hatte, war die Luft kühl und aromatisch. Die großen roten Fichten und die kleinen roßigen Fichtlein, die dunklen trummen Eichen, die schlanken weißen Birken, duftig blühenden Linden verschmolzen, sich mengend, in eine einheitliche, scheinbar unpassierbare unendliche hellgrüne Masse. Es duftete nach Tannen, Erdbeeren und Pilzen.

Plötzlich senkte sich ein dunkler Schatten über den Wald. In den Bäumen erhob sich ein Rauschen, unruhig schwannten die Gipfel der Tannen, ein kräftiger Donnererschlag erschütterte die Luft. Nach einem Augenblick und große Hagelschloßen fielen, mit Regen abwechselnd und die Blätter von den Bäumen herabschlagend, zur Erde nieder.

Grunew-Grunewitzki, der für gewöhnlich ein Gewitter aus dem Fenster seines Zimmers zu beobachten pflegte — erschrak nun, da es ihn im Wald ertast hatte, mächtig und flüchtig ins Dickicht, wo er versuchte, in den dichten Stachelbeersträuchern vor dem Unwetter Schutz zu finden.

Plötzlich blieb sein Blick an einer halbverfallenen Hütte haften, die grau zwischen den Stämmen der Bäume schimmerte. Dorthinein, so rasch als möglich, dorthinein.

Nachdem er in die Hütte gestürzt war, stellte er den nassen Koffer auf den Fußboden und begann das Wasser abzuschütten. Als er sich genügend geschüttelt hatte und um sich schaute, sah er in einer Ecke eine menschliche Gestalt auf einer Streu liegen.

Im ersten Moment erfaßte ihn ein Gefühl der Freude, wie es gewöhnlich in einsamen Augenblicke die Nähe eines lebenden Wesens erweckt, doch dann, als er Gesicht, Kleidung und Gestalt des Menschen recht ins Auge gefaßt hatte, wich die Freude der Empfindung des Schreckens und der Unruhe: allen Anzeichen nach sah ein Landstreicher vor ihm. Gewaltig, von heldenhaftem Körperbau, zerlumpt, zerzaust, völlig durchnäßt vom Regen. Sein posternarbiges knochiges Gesicht schien hart und grausam. „Natürlich ein Landstreicher — dachte Grunew-Grunewitzki und instinktiv sah seine Hand nach dem mit Tschertwonz (Zehnrubelscheinen) gefüllten Geldbeutel in seiner Tasche.

Aber der Landstreicher sagte, die dunklen fleischigen Lippen zu einem Lächeln verziehend:

„Wie, dich hat wohl auch der Regen hereingetrieben?“
„Ja,“ sagte Grunew-Grunewitzki, indem er sich möglichst von ihm entfernte, mit erschrecktem und verlorenem Blick ihn musterte. Seinen Schreck wahrnehmend, sagte der Landstreicher, indem er zu lachen fortfuhr:

„Fürchte dich nicht, ich werde dir nichts tun, ja, und Geld habe ich eben selbst genug. Glaubst du's nicht? Glaubst du, nur du könntest viel Geld haben?“ Er entnahm dem Busen ein zusammengepacktes schmutziges Tuch und indem er es aufwickelte, zeigte er Grunew-Grunewitzki ein Päckchen Papiergeld. „Da! Hast du gesehen? Eine ganze Wirtshofst kann ich mir jetzt einrichten!“
„Schau, wieviel Geld,“ dachte Grunew-Grunewitzki, der hat aber jemand erschlagen oder beraubt!“

Doch der sah ihn jetzt mit ganz lachendem Blick an, fragte: „Willst du, ich schenke dir etwas davon. Ich bin gutmütig, sobald ich viel Geld habe.“

„Aber, wo denken Sie hin,“ suchte Grunew-Grunewitzki mit den Armen, „wie sollte ich...“

„Wenn du nicht willst, ist's nicht nötig,“ er steckte das Geld wieder in den Busen, „du hast wohl selbst Geld zu Hause in der Tasche. Dem Aussehen nach scheint dir nicht Rot zu leiben. Aber bei mir, Bruder, kommt es vor, daß es selbst zum Fressen nicht reicht. Tagelang laufe ich umher wie ein hungriger Wolf. Und der Regen fällt so ein, daß die Hosen herunterfallen.“

„Womit beschäftigen Sie sich eigentlich?“

„Womit ich mich beschäftige? Wie's kommt. Habe mich früher mit Diebstahl beschäftigt, hab's jetzt an den Nagel gehängt, hol's dieser und jener, hab's satt. Vergangenes Jahr arbeitete ich am Schwarzen Meer als Lastträger und jetzt habe ich angefangen, mich als Tagelöhner zu verdienen. Hab mich ein wenig satt gegessen und eine Kleinigkeit an Geld zurückgelegt. Werd's nach Hause schicken, ins Dorf. Habe dort eine alte Mutter, ist immer siech...“

„Das läßt er alles,“ dachte Grunew-Grunewitzki, „beschäftigt sich mit Diebstahl und Plündern, was Geld er da im Busen hat, sicher mehr als ich in der Brieftasche.“

Frage: „Nun, was ist denn besser, auf Tagelohn gehn, oder von Diebstahl leben?“

Der Landstreicher sah ihn aufmerksam an.

„Und was ist deiner Meinung nach besser?“

„Nun, natürlich auf Tagelohn gehen.“

„Wozu fragst du dann unnützer Weise? Nur aus bösem Kummer und Hunger geht man stehen.“

Grunewitzki hatte die Angst um Geld und Leben fast vergessen, und obgleich er den Worten des Landstreichers keinen Glauben schenkte, dachte er doch, jener wolle nach dem guten „Geschäft“ einfach „ausruhen“ und daher drohe ihm, Grunew-Grunewitzki, weiter keine Gefahr.

Und gleichsam zur Bestätigung seiner Gedanken über das „Ausruhen“ stopfte der Landstreicher das über den erdigen Fußboden verstreute schmutzige Stroh hinter seinen Rücken und legte sich nieder. Er verschränkte beide Arme unter dem Kopfe und es dauerte nicht lang, so schnarchte er laut und tief.

Grunew-Grunewitzki wartete ein paar Minuten, hob seinen Koffer von der Erde auf und verließ die Hütte.

Von der Hütte führte ein Fußpfad zum Waldesraume und Grunew-Grunewitzki folgte ihm. In seiner Seele herrschte jetzt Ruhe. Er war wohlbehalten wie vorher, wie vorher lag unangestastet das Geld in seiner Brieftasche. Zu Hause wird er seinen Bekannten von der Begegnung mit dem Landstreicher erzählen. Diese

werden sich wundern, daß er ihn so leicht los geworden ist. Und wirklich, wenn man so nachdachte, war es doch seltsam, daß der Landstreicher nicht versucht hatte, ihn zu berauben. Hatte er es ja ohne jegliche Mühe und ungestraft tun dürfen. Ringsum Wald, Gewitter, Dede. Und er hätte so gut noch etwas „zuarbeiten“ können. Des Geld hätte das andere wohl nicht gestört.

Er selbst hatte genug Geld in der Tasche und doch hätte er auch eine kleine Summe nicht verschmäht, besonders jetzt, da er 150 bis 120 Rubel zu wenig erhandelt hatte.

Und plötzlich begann sein Herz in angespannten, dicht aufeinanderfolgenden Schlägen zu pochen, und nebelhaft entstieg ein Gedanke der Tiefe seines Hirns.

Mit aufmerksamen, gespanntem Blick schaute er wieder nach dem vom Mondlicht erhellen Walddickicht zurück. Es lodte ihn. Es lodte das zwischen den Bäumen versteckte Hüttchen, lodte der

Westarp contra Westarp.



Herbel ihr Leute, kommt und schaut,
Wie furchtlos, ohne Federleien
Der Kaiser hier den Kaiser haßt:
So was ist noch nicht dagewesen!
Links droht als Führer der Fraktion
Er: „Ich, Graf Westarp, hab's befohlen!“,
Am rechts als Chef der Redaktion
Sein eigen Abbild zu verfohlen!
Der Westarp links führt sein Programm
Mit fenschen „Risikolen“ unwidert,
Der Rechte schwingt den Halter stramm,
Der monarchistisch lehrartikell.
Das klafft, das patzelt, das schallt, das knallt...
Hier offiziell, dort sich privat er.
Aus aber löst der Aufruhe fallt.
Wir wissen: Kasperletheater...!

fast schlafende Landstreicher, lodte das in dessen Busen verborgene Geld. Doch, war es nicht furchtbar, dorthin zurückzukehren? War doch der Landstreicher von mächtigem Wuchs und augenscheinlich mit großer physischer Kraft ausgestattet. Er lächelte. Kann ein in tiefem Schlaf befangener Mensch furchtbar sein? Er ist ja hilflos und ohnmächtig wie ein kleines Kind. In der Bösung zwischen dem Schutt lagen große Kieselsteine. Nach allen Seiten umschau haltend, schlich er zur Böschung, hob einen schweren Kieselstein vom Erdboden auf und ihn fest mit der Faust umschließend, ging er langsam Schrittes dem Fußpfade nach in den Wald.

Als Grunew-Grunewitzki bis auf einige Schritte an die Hütte herangekommen war, blieb er stehen und lauschte. Lautes Schnarchen ließ sich von dorthin vernehmen. „Gott sei Dank,“ dachte er, „er schläft noch so fest wie vorher.“ Vorsichtig schaute er in die Hütte. Vom Mondlicht beschienen lag der Landstreicher wie vorher auf der Streu, das Gesicht zu oberst und schlief fest. Seine gewölbte Brust atmete gleichmäßig und ruhig. Die Arme lagen, herabgefallen, unbeweglich zu beiden Seiten. Grunew-Grunewitzki begann sich ihm geräuschlos zu nähern, die Hände auf dem Rücken und ohne den Blick von seinem im Abendlichte bleichen Gesicht zu wenden. Rabe an ihn herantretend, ließ Grunew-Grunewitzki sich auf ein Knie nieder und die Augen zusammenknirschend, schlug er mit dem Kieselstein auf den Rücken zwischen den Augenbrauen. Dann, schwer atmend vor Aufregung, in dem Gedanken, der Landstreicher könnte noch nicht tot sein, könnte aufstehen und den Kampf mit ihm aufnehmen, begann er ihm Schlag auf Schlag zu versetzen.

Als er glaubte annehmen zu dürfen, daß der Landstreicher vollends tot sei, bückte er sich und, bemüht, nicht in sein furchterregendes entstelltes Antlitz zu schauen, steckte er ihm hastig die Hand in den Busen. Er zog das Bündel mit dem Gelde hervor, sprang auf die Füße und eilte davon.

In dem vollkommen leeren Wirtshaus einnahm Grunew-Grunewitzki mit leicht bebender Hand seiner Tasche das dort verborgene Geld und begann es zu zählen. Nachdem er dreimal aufmerksam gezählt hatte, fand er, daß es nicht mehr war, als vier- unddreißig Rubel nebst einigen kleinen Münzen.

Enttäuscht, erbittert hing er an sie in seine Brieftasche zu stecken. Währenddessen löste sich etwas Weißes aus dem schmutzigen Tuch — und viel lauffos auf den Fußboden: Ein „Tschertwonek!“ dachte voller Freude Grunew-Grunewitzki und mit schneller Bewegung hob er den vierfach gefalteten Zettel vom Boden auf. Doch es war kein Tschertwonek. Es war ein zerkrümeltes bespucktes, nach Rauchortatobak riechendes Blättchen Papier. Drauf waren mit Bleistift einige Worte hingemalt. Grunew-Grunewitzki las sie beim Scheine der Laterne:

*) Zehnrubelschein.

„Mutter! Ich schick Dir dreißig Rubel zur Herstellung Deiner Gesundheit und für die Wirtshaus. Jetzt habe ich mich verdingen, einen Brunnen zu reinigen. Im Herbst werde ich, wenn ich dann auch Arbeit habe, Dir unbedingt noch Geld schicken und werde selbst kommen, um dich wiederzusehen. Wie ist jetzt Deine Gesundheit. Ich bin gesund und munter, was ich auch Dir wünsche. Euer Sohn Prochor.“

Einige Sekunden blickte Grunew-Grunewitzki verloren und entsetzt auf die sorgsam hingemalten Krähensfüße vor sich, dann flüsterte er, ermunternd den Kopf zurückwerfend: „Na, ganz gleich, niemand wird es erfahren, nur muß dieser Brief vernichtet werden.“

Nachdem er ihn in allerkleinste Stücke zerrissen hatte, verstreute er diese nach allen Richtungen, und, bemüht seinem Gesicht einen ruhigen und sorglosen Ausdruck zu verleihen, trat er auf die Plattform hinaus.

Mit seinen Lichtern das Dunkel zertellend, kam der Zug heran. (Aus dem Russischen übertragen von Gelsa Rosenthal.)

Selbstdarsteller.

Von Dr. Adam Ruchoff.

Kaiser Anshauung ist der Schauspieler ein Mensch, der die Fähigkeit hat, sich in eine bestimmte Rolle zu verwandeln, ein anderes Wesen, als er selbst ist, „darzustellen“, gleichviel ob er sich dieses Wesen selbst erdenkt oder ob es ihm von einem Dichter vorgefaltet wird. In der Tat sind unsere Schauspieler in 99 von 100 Fällen Darsteller in diesem Sinne. Wie sehr und wie wenig bei dem einzelnen auch die Persönlichkeit mitsprechen, wie sehr die Darstellung der Rolle von seiner „Aufassung“ bestimmt sein mag, so heftet sich der Anteil des Zuschauers wesentlich an die dargestellte Gestalt, wenn ihm auch im Vergleich eine besondere Eigentümlichkeit der Darstellung deutlich werden wird, die sich aus dem Unterschied von Mensch und Mensch von selbst ergibt. Diesem Haupttyp, der übrigens in der Wiebergabe des Kunstwertes höchste Leistungen zu vollbringen imstande ist, treten in jeder Generation eine verhältnismäßig kleine Anzahl von Schauspielern gegenüber, deren Bühnengestaltungen von nichts anderem getrogen wird als von dem Drang, sich selbst in wechselnden Verwandelungen darzustellen.

Die Scheidung zwischen den beiden Typen ist theoretisch nicht leicht. Denn wie der Darsteller fremder Gestalt bemüht ist, in ihr zugleich seine Persönlichkeit zur Entfaltung zu bringen, so wird der Selbstdarsteller in vielen Fällen den edelsten Willen haben, sich in eine fremde Gestalt zu verwandeln, ja, er wird den Vorwurf selbstlicher Vergewaltigung einer gegebenen Rolle mit dem Jörn aufrichtiger Ueberzeugung zurückweisen. Seine Auffassung erscheint ihm als die wahrste und einleuchtendste Sache von der Welt, die Dichtung, der Dichter, kann „im Grunde“ nichts anderes gemeint und gewollt haben, als was er naturhaft aus ihm empfindet und, scheinbar, wiedergibt. Hier beginnt der immer wieder erneuerte Konflikt zwischen dem Spielleiter und dem auf seiner Meinung starr beharrlichen Selbstdarsteller, der oft deshalb so hoffnungslos ist, weil jeder der Beiden objektiv im Recht zu sein glaubt. Es ist nicht einmal vorgekommen, sondern es wiederholt sich stets aufs neue aus der Natur der Sache, daß ein solcher Selbstdarsteller sogar besser als der abwesende Dichter weiß, welchen Sinn eine Stelle im Gefüge der Handlung oder der Rolle habe.

Aber die theoretische Ueberlegung wird im Augenblick gegenstandslos, wo der Selbstdarsteller die Bühne betritt. Denn er ist eigentlich das, was wir heute als den „großen“ Schauspieler empfinden, ohne uns über das Geheimnis seiner Wirkung ausreichend Rechenschaft geben zu können. Die einseitigste Auffassung, getragen von ausgezeichneten Schauspielern, wechselt unversehens in eine andere Beleuchtung, wenn einer jener wenigen „Großen“ (es gibt ihrer höchstens ein Duzend in jeder Generation) in die Handlung eingreift. Es genügt, daß er die ersten Besten tut, die ersten Worte in den Raum schickt, um sofort Mitspieler, die eben noch als runde Gestalten auf der Bühne standen, ins Halbrelief eines plastischen Hintergrundes zurückzudrängen. Eine Erklärung dieser Tatsache gibt es nicht, wenn man sie nicht in der Persönlichkeit des Selbstdarstellers erblicken will, womit freilich nur ein Unbekanntes durch sich selbst erläutert würde. Man kann die Erscheinung nur dahin umschreiben, daß um den Selbstdarsteller oder den großen Schauspieler sich eine Atmosphäre bewegt, die gleichzeitig von selbst die Bühne und den Zuschauerraum bis in den äußersten Winkel erfüllt. Denn wohlgemerkt, es ist nicht die künstlerische Leistung als solche, die den Zuschauer packt; auch bei offenbar verflämpter Darstellung, ja bei deutlichen Mängeln bleibt die zwingende Gewalt jener Raumbeherrschung, und es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß neben frechem Komödiantentum und bewußter Nachahmung des „Stars“ in der gleichen Aufführung eine künstlerische Leistung von hohen Graden steht, ohne sich auf das Publikum auch nur annähernd mit derselben Gewalt auszuwirken.

Es hat keinen Zweck, gegen diesen Tatbestand zu wehren, um so mehr als auch der, der seine künstlerische Problematik aufs Klarste erkennt, sich den „Kerlen“ des Theaters nicht entziehen kann. Kommt hinzu, daß ihre schöpferische Kraft oft genug in überlieferten Gestalten der Dichtung Dinge herauspflückt, mit denen nur blinde Genialität sie zu völliger Neuheit zu beleben oder bei schwächeren Werken erst zur völligen Kundheit aus der kümmerlichen Skizze aufzufüllen vermag. Wo ein Dichter der Klasse zu neuer Tradition aus dem herkömmlichen Schema gelöst wurde, war es bis in jüngste Entwicklung fast ausschließlich ihr Wert. Und wenn an einem Abend das Publikum hungerig röst, was bleibt dem lebendigen Kenner der Bühne anderes übrig als festzustellen, daß es von einer Macht ergriffen wird, der er selbst und häufig seine entschiedensten kritischen Bedenken unterliegen.

Eine andere Frage, ob die überbetonte Geltung des Selbstdarstellers nicht Zeichen einer Zeit ist, die sich allzu sehr in ihm wiedererkennt. Denn wie der große Schauspieler erst mit dem werdenden Individualismus im 18. Jahrhundert heraufkam, so entspricht die bestimmungslose Ekstase des heutigen Großstadtpublikums vor seinen Lieblingen in ihrer Aufgeblätheit der degenerierten Bedeutung, zu der das persönliche „Ergebnis“ in allen Bereichen unferes kulturellen Daseins sich übersteigert hat. Greift doch in den letzten Jahrzehnten das Symptom in charakteristischer Weise weiter. Einmal haben wir seit dieser Zeit etwa zu dem Selbstdarsteller den sich selbst darstellenden Spielleiter hinzubekommen, der wiederum das Ganze, Dichtung, Szene und Ensemble zum Ausdruck seiner Persönlichkeit zu machen strebt; auf der anderen Seite ist im Film der so schon entsetzliche Selbstdarsteller zu der völligen Entfesselung der Stegreifkomödie zurückgelangt. Es hat schon seinen Sinn, wenn die Filme der amerikanischen Groteskünstler „Charlie Chaplin als...“, „Butler Keaton als...“ und so weiter heißen, Uberschriften, die ehrlicherweise auch auf den Programmen mancher Startheater stehen dürften, obwohl angeblich dieses oder jenes Stück von geringerem oder höherem Rang aufgeführt wird.

Erst in den russischen Filmen der letzten Jahre bahnt sich Wandlung an. „Potemkin“ und „Die Mutter“ haben ihre Wirkung nicht durch den Star, sondern im Dienst einer neuen kollektiven Auffassung des menschlichen Schaffens. Vielleicht, daß im Gefolge dieser Entwicklung auch der Selbstdarsteller an Bedeutung verliert, nicht als ob er aufhörte, aufhören sollte oder auch nur aufhören könnte zu sein, sondern in dem Sinne, daß auch seine überlagernde Stellung als gleiche, nur gesammeltere Kraft aller erscheint, die mit ihm in denselben überpersönlichen Wollen verbunden sind.

